

G e s c h i c h t e.

Der Decembermann und seine Mitschuldigen. Der Napoleonismus ist der Geschichte verfallen. Wenige Monate, ja wenige Wochen, das schimmernde und flimmernde Gebäude schien fest zu stehen. Es ist gefallen, und man errichte ihm zum Denkmal eine umgestürzte Säule mit der Inschrift: 2. December.

Heute hat die Geschichte das Recht ihr Verdikt zu geben; sie mag urtheilen nicht bloß über den Napoleonismus als Legende, sondern über ihn als Thatsache; die aus seinem Lager hervorgegangenen blinden Verehrer des fait accompli haben nun auch ein fait accompli vor sich — seinen Sturz.

Und wollte man versuchen die gestürzte Herrschaft nochmals der französischen Nation zu oktroyiren, die freilich nur sich selber anklagen mag, wenn sie die demagogische Diktatur 20 Jahre getragen — sie würde von der Lebenskraft der Nation abfallen wie ein schlecht amputirtes Glied. Ein Regiment, über welches ein Gottesgericht ergangen wie das, dessen Zeuge wir in den letzten Monaten waren; ein Regiment, das dem Lande bei seinem Sturze Nichts hinterläßt als die Erinnerung an eine zwanzigjährige Periode der moralischen Erniedrigung, der Korruption und des Schwindels, und daneben die in fürchtbarer Reife stehende Saat blutigen Elendes, — ein solches Regiment wird nie mehr Boden gewinnen. Der Napoleonismus bleibt heute das, was er zum Heile der Welt besser schon 1848 geblieben wäre, eine historische Thatsache. C'en est fait.

Der Geschichtschreiber steht vor einem Abgeschlossenen, einem Abgethanen, bis auf seine letzten Früchte Ausgereiften; er mag urtheilen.

Es ist etwas Fremdartiges, etwas Mysteriöses um den Napoleonismus. Mit der Macht des Fatalismus in die Welt hineingetreten, durch eine Art von fatalistischem Glauben an sein Geschick und seine Bestimmung getragen,

stellte er sich in seinem ersten großen Acten den an sein Glücksrad gefesselten und beiläufig von ihm zerschmetterten Völkern absichtlich wie eine Schicksalsmacht dar. Er stieg auf wie ein Fatum und stürzte wie ein Phantom. Nicht als ob die Glieder der Familie den Glauben des gefallenen Schlachtenkaisers an die Wiederherstellung seiner Dynastie getheilt oder festgehalten hätten! Die improvisirten Eintagskönige hatten sich in den Verlust ihrer Kronen gefunden, und von den berühmten oder berühmten Frauen der Napoleoniden hielt eine einzige fest an der Hoffnung auf eine neue Herrlichkeit ihres Hauses. Es ist diejenige, die man im Gegenhaze zu den klassisch heidnischen Italienerinnen des Napoleonischen Geschlechtes die romantische, die Fee des Bonapartismus genannt hat. Es ist Hortense Beauharnais, die Mutter dessen, der sich Napoleon III. heißen sollte. Sie goß ihrem jungen Sohne jenen romanhaften Glauben ins Herz, der ihn zunächst die komisch auslaufenden Spektakelstücke von Straßburg und Vonlogne aufführen machte, der ihn aber auch auf den Thron hob. Es ist der Glaube, in dessen Zuversicht der Präsident der Republik anno 49 bei Einweihung der Eisenbahn von Chartres ausrief: „Es gibt Existenzen, welche die Instrumente der Dekrete der Vorsehung sind. So lang ich nicht meine Mission erfüllt habe, laufe ich keine Gefahr“.

Die Mission ist erfüllt! Aus dem blutigen Berrath an der Republik hervorgegangen, hat die zwanzigjährige Herrschaft des ungeheuren Aktien- und Börsenschwindels, der überstürzten Spekulation und der moralischen Verderbniß bei ihrem Falle die in Elend und Grauen aufgehende Saat eines ebenso leichtfertigen und übermüthigen als schlecht vorbereiteten Krieges zurückgelassen. Die Mission ist erfüllt!

Der Bonapartismus als die zu Gunsten des Volkes ausgeübte Diktatur lebte in den

Köpfen und Herzen des unwissenden Volkes fort, welches keine Ahnung davon hatte, daß sein als Idol verehrter Schlachtenkaiser Nichts für das Volk gethan, daß er Furcht hatte vor dem Volke, wenn es keine Uniformen trug. Die Gesamtheit der bürgerlichen und politischen Institutionen des Reiches aber war den höheren Bürgerklassen eben recht als Schutz für ihre Interessen und Besitzthümer. Die blinde Furcht vor dem Gespenste der rothen Republik ist der erste und Hauptfaktor, welcher das Aufsteigen des zweiten Kaiserreichs möglich machte. — Sehr wohl kam diesen Neigungen und Tendenzen des sogenannten „parti de l'ordre“ die Geisteswesenheit des dritten Napoleon entgegen, die man französischerseits ungefähr folgendermaßen abgeschätzt hat: Der Kaiser stellt das mittlere Durchschnittsmaß der intellektuellen Kräfte seiner Zeit dar, das ist gewiß einer der plausibelsten Gründe seines Erfolgs. Als naiver Erbe einer Legende hat er durch seine Individualität die Sympathien nicht gestört, welche die Franzosen immer einem feierlich anerkannten Gemeinplatz entgegenbrachten. Thöricht aber, dreimal thöricht die Republikaner, welche sich durch die unsicheren und unklaren Versprechungen der Prätendenten fördern ließen; welche die wohlklingenden Worte von Freiheit, Ruhm, Recht des Volkes, Grundsätze der Revolution zc. für baare Münze nahmen; welche es sich selbst als Verpflichtungen für die Sache der Republik auslegten, wenn der Gefangene von Ham versicherte: „Wenn das Land mich eines Tages ruft, so werde ich gehorchen; um meinen plebejischen Namen werde ich alle Diejenigen vereinigen, die Freiheit und Ruhm wollen; ich werde dem Volke helfen, seine Rechte wieder zu erlangen, ich werde ihm helfen, die Regierungsform zu finden, die dem Princip der Revolution entspricht“. Wer heute nach Ablauf der Dinge mit kühlem Blut jene Napoleonischen Artikel und Schriften liest, jene „Idées napoléoniennes“, die durch die vertrauensvolle Hilfe romantischer Freiheitschwärmer so viel zur Wiederaufrichtung des Thrones mitgewirkt haben, der wird kaum Einen entschieden hastenden und energisch faßbaren republikanischen Grundgedanken darin finden. Von tiefer greifender Charakteristik war für die folgende Regierungszeit das dumpfe Schweigen, welches die Eideistung des neuen Präsidenten vor der Kammer der Abgeordneten empfing; keine Weisfallsbezeugung, selbst da nicht, als der Präsident feierlich hinzusetzte: „Ich rufe Gott zum Zeugen an für den Schwur, der soeben gelöstet worden ist!“ — ein Gefühl uner-

kärbaren Zweifels schien Mund und Hand der Abgeordneten zu verschließen. Der 2. December hat die Zweifel erklärt.

Die Dinge gingen rasch auf abschüssiger Bahn der Inauguration des Kaiserreichs zu. Ein Paar Jahre nach dem ersten officiellen Austausch des Namens Ludwig Napoleon Bonaparte, und das Kaiserreich war fertig; Frankreich mochte nur darauf warten, daß es proklamiert werde. Es war im Jahr 1851, als der aus den Provinzen rückkehrende Prinzpräsident mit der Inschrift auf einem Triumphbogen des Koncordienplatzes empfangen ward: Napoleon III., dem Retter der modernen Civilisation! Noch bündiger zeichneten die Situation die zwei Worte am Transparent eines Friseurs in der Rue Montmartre: Ave, Caesar! Der neue Cäsar aber leitete seine Herrschaft mit der Jahr um Jahr mehr zum komischen Stichwort gewordenen Phrase ein: „Denjenigen, welche vielleicht bedauern, daß kein größeres Maß von Freiheit gewährt ist, antworte ich: Die Freiheit hat nie ein dauerhaftes politisches Gebäude begründen helfen; sie krönt es, wenn die Zeit es konsolidirt hat“. Unse Generation sollte nicht die Konsolidierung und nicht die Krönung des Gebäudes erleben, bloß seinen Sturz! —

Wie war der Staatsstreich möglich geworden? Durch die Schuld aller Parteien und aller Klassen; durch die Unentschiedenheit, das Böhern und Zaubern. Im Kampfe der legislativen mit der exekutiven Gewalt standen die Chancen gleich; der Sieg mußte Dem zufallen, der den ersten festen oder gewandten Schlag führte. Aber unter allen den Generälen und Politikern der schwanzenden und berathenden Majorität war nicht Ein Mann der That zu finden. Die Staatsmänner redeten und meinten zu handeln, kamen aber nie dazu; jenes Geschlecht kam selbst im letzten entscheidenden Augenblick nicht aus der Betrachtung und der Kritik heraus. Die Legitimisten vermeinten durch andächtige Reden die Monarchie wieder ins Leben zu rufen; die Republikaner hielten es gethan mit fleißiger Repetition und Kommentirung ihres Glaubensbekenntnisses, und beide Parteien rissen sich herunter. Die Race war reif einen Herrn über sich zu bekommen, und er kam; das Feld blieb frei für einige Individuen, die wußten was sie wollten und vor Nichts zurückscheuten, auch nicht vor dem Verbrechen; es war an den Männern von weitem Gewissen und engem Herzen!

Unmöglich, die Zahl der Opfer des Staatsstreiches zu kennen! Die Werkzeuge der Gewalt

haben sich nicht beflissen der Welt darüber Rechenschaft zu geben. Wenn der „Moniteur“ die Zahl von 380 im Straßenkampfe gefallenen Personen angab, wie verträgt sich damit die Erklärung vom Aufseher des Kirchhofs Montmartre, er habe am 5. Dec. mehr als 350 Leichen erhalten mit dem Auftrag, sie sofort begraben zu lassen, ohne daß sie zuvor recognoscirt würden? Der General Magnan spricht in seinem Rapport von ungefähr 100 durch die Soldaten jüsilirten Individuen. Die Wahrheit bleibt das Geheimniß der Generale, die sich um diese „Campagne de Paris“ verdient gemacht! Zweihunddreißig Departements wurden in Belagerungszustand erklärt; die Verhaftungen erreichten die Zahl von nahezu 100,000. Es wird uns aus einem Departement (du Var) berichtet, daß hernach die Hände fehlten, um die Feldarbeiten zu besorgen. Die Zahl der Transportirten wird die Geschichte erst dann einmal erfahren, wenn die Archive des Marineministeriums vor ihr offen liegen werden. Es ist nur ein einzelner Akt des Dramas, daß 3417 Familienväter nach Algerien abgeführt wurden. Stieg man doch dem frischen Bündniß mit dem Klerus zu lieb hinab bis zu Verfolgungen im Namen der Religion! So begannen der Ketter der Civilisation und seine Werkzeuge. Wir werden ein zweites Mal diese Scenen sich wiederholen sehen, gestützt durch das Sicherheitsgesetz nach dem Attentat Orsini's, ein Gesetz, welches Alles übertraf, was der minutiöseste Konservatismus nur wünschen mochte. Streckte es doch seine Drohungen herab bis auf die Reden und Gespräche, die man am häuslichen Herde hielt! Und erklärte doch Herr Baroche am Schluß der Diskussion nackt und frei, daß das Gesetz jene Politik der Vergeltung und des Konservatismus vollständig machen solle, welche der 2. December begonnen. Das Kaiserreich weise jene Concessionen zurück, jene übertriebene Achtung vor den Skrupeln der Rechtsmänner, aus denen doch nur die Revolutionen von 1830 und 1848 hervorgegangen seien; es brauche eine Waffe gegen die Kette der insurrektionellen Körperschaften des Jahres 1848. Wer jene Verfolgungsscenen gegen die Republikaner mit der springenden französischen Lebendigkeit und Gefühlswärme will geschildert wissen, der lese einige Seiten des Werkes von Témot und Dubart: „Les suspects en 1858“. Und mit der Freiheit ward der Geist der Association unterdrückt. Die Polizei warf die Schilde mit dem Zeichen der Verbrüderung auf die Straßen, die Geranten ins Gefängniß. 299 Gesellschaften bestanden im Augenblicke des Staats-

streiches; 15 überlebten ihn. Ganz natürlich! Dem Despotismus ist jede Verbindung nie anders als unter dem Bilde der Zusammenrottung erschienen.

Und was war denn das für eine Gesellschaft, der Frankreich mit allen seinen Interessen für zwei Jahrzehnte als Beute überliefert werden sollte? Was war's für eine Bande um den wie eine schlechte Improvisation aufgestandenen Thronher? Taxile Delord im zweiten Bande seiner Geschichte dieses Regiments hat die Leute und ihren Einfluß auf die französische Gesellschaft sehr einfach gezeichnet: Eine durch Gewalt mit der Schnelligkeit einer Dekorationsänderung aufgestandene Herrschaft gruppirt um sich her nur solche Personen, die verschuldet sind und sich für die erste beste Sache erklären, welche ihnen eine Chance bietet aus ihren Verlegenheiten herauszukommen. Ein solches Regiment absorbiert die gerade disponiblen Intriganten, die Ausschüsse der vorhergegangenen Regierungen. Das Regiment des 2. December hätte sich gerne jener Mitschuldigen entledigt, die mit dem ganzen Gewicht ihrer Begehrlichkeiten und Forderungen auf ihm lasteten. Der Einfluß selbst, den diese Leute auf den von ihnen aufgerichteten Thron hatten oder nur zu haben vorgaben, wurde von ihnen als eine Art Wucherartikel ausgenutzt. Das waren die Leute, von denen das schwindelhafte Aktienpiel ausging, die Börsen- und Industriefürer, deren trügliche Unternehmungen ihnen selbst, ihren Agenten und Unteragenten Hunderte von Millionen eintrugen, während sie den wahren Wohlstand des Landes um Milliarden schwächten. Sie waren es, von denen ein unersättlicher Gelddurst in die ganze hohe Gesellschaft Frankreichs hineingetragen wurde. Seit der Wiederaufrichtung des Reiches überließ sich das Land der Spekulation und der Agiotage mit einer Hitze, die bis gegen das Jahr 1860 hinauf zu einem wahren Fieber anstieg. Die von den kolossalen Anleihen der Regierung auf den Platz von Paris geworfenen Summen; dazu die Anleihen der Departements und Gemeinden, um die nach dem gigantischen Vorspiele von Seine-Babel auf allen Punkten des Reiches angegriffenen Kurzbauten durchzuführen; endlich diejenigen der großen Eisenbahngesellschaften, um ihre Schienenwege zu vollenden, die ganze fieberhafte Bewegung — welche Beute für die Agioteurs! Und sie haben sie ausgenutzt! Die öffentlichen Fonds, den plötzlichen Schwankungen ausgesetzt, ruinierten das Publikum, die leichtböhrtige Masse, und bereicherten die kranken Spe-

kulanten, welche Alles bis auf die geringsten Friedens- und Kriegsgelüste herab auszubenten verstanden. Es war eine unter sich verkettete Geschäftswelt, an ihrer Spitze ein Paar Duzende von Großkönigen der Ausbeutung mit Grafen- und Senatoren-titeln, welche alle Mittel der Intrigue und Korruption erschöpfte, um Concessionen und Privilegien zu erlangen, die sich in Aktien umsetzen und an der Börse escomptiren ließen. Hurrah, und drauf die wilde Jagd nach Gold und Titeln!

Wer es darauf anlegen wollte, leicht möchte der einst den ganzen Geist der Zeit des zweiten Kaiserreichs in seiner Essenz aus Herrn Hausmanns Chiffren für die Pariser Bauten herauskonstruiren. Es war anno 1868, als es galt die fatal heikle, die faule, die heillose *Affaire des Crédit foncier* mit ungeheuren Zahlen zudecken. Da trat Herr Hausmann auf, der seinen Kasernenbauten ähnlich sehende Kolos, und erklärte den zum Stannen geneigten Naturen, daß er außer den für die gewöhnlichen Bedürfnisse bestimmten Ausgaben für das Paris seiner Schöpfung 1,865,770,086 Francs 9 Centimes ausgeworfen habe! Vergessen wir ja die 9 Centimes nicht, sie sind für Hausmannsche Rechnungen zu bezeichnend! Die Zahlen reden um so vernehmlicher, als einst bei Anlaß einer wirklich nothwendigen Straenkorrektur der Musterpr fekt häuslicher Wirthschaft kurz und nett erklärte: Eine Straenkorrektur? Ist sie Bedürfniß? Wenn Ja, so kann ich nicht dafür garantiren, wann sie ausgebaut werde, denn ich mache nur das Nutzlose! Ein gewiß sehr wider seinen Willen ausgezeichnet treffendes Witzwort. Die gute Stadt Paris stelle die Riesenb ste ihres Präfekten neben das 80 Millionen kostende Theater und setze die Worte darunter: *Il ne fit que l'inutile!* Als 1858 der gesetzgebende Körper an diese Pariser Bauten 60 Millionen Staatssubvention beschloß, erhob sich derselbe Körper zu einem Supplementarkredit von 300,000 Francs für Ausbesserung der Primarlehregehalte, die oft 5 bis 6 Monate nicht ausbezahlt wurden. Wo ist Gavarni, um die beiden Zahlen zu illustriren? Aber wenigstens gewann die Moral dabei? Ja! Durch die Riesenbauten haben der Luxus und das Elend hart mit und neben einander zugenommen; sie stehen sich drohend Angesicht gegen Angesicht gegenüber. Die häuslichen Neigungen und Gewohnheiten sind verderbt worden, und es ist die Schuld dieses Regimentes, wenn man für die neuen Häuser auch neue Sitten und

Unsitten brauchte. Aber die Kunst und der Geschmack? Sie sind im Sinken; Nichts, auch gar Nichts ist künstlerisch an diesen Ausgeburten modern bürgerlichen Ungeschmacks, an diesen schwerfälligen, glänzenden, lastenden Steinkolosse, die sich ohne Unterbrechung und Abwechslung unabsehbar hinstrecken, das Einf rmige und Erm ndendste, was denkbar ist.

Das Kaiserreich, das sich mit der riesengroßen Ilge einführte: *l'empire c'est la paix!* wollte die kommerziellen und industriellen Interessen f dern; es war die hohe Bourgeoisie, welche in dem Despotismus eine Schutzwehr suchte gegen die Stürme der Freiheit; sie verlangte von der neuen Regierung keinen Ruhm, sondern Frieden; das Geschäft sollte bl hen. Der Kaiser versprach es und hielt es — wie seinen Eid gegen die Republik. Der Geist der Gesellschaft aber sank Jahr um Jahr tiefer. Einen Cancan aufführen und die Beine der Theatert nzerinnen belorgnettiiren, das wurden die Hauptbesch ftigungen der reichen und eleganten Jugend dieser Zeit und dieses Paris. Was von der alten intellektuellen Rührigkeit übrig blieb, resumirte sich in einer Art von banaler Neugier, welche Alles streifte und Nichts ergründete, Alles durcheinanderwarf und Nichts würdigte, welche den Staatsmann und den Komödianten, die vornehme Weltame und das zweideutige Geschöpf mit der gleichen Elle maß und nur an den Glendigkeiten der chronique scandaleuse sich erbaute; es war die Gesellschaft der blühenden *demi-monde*. An den berühmten Männern sind es bloß die Fehler und Laster, welche interessiren; ihr Talent ist vergessen. Eine Gesellschaft ohne Meinung und Glauben ist immer der Bigotterie und Heuchelei ergeben; so nahm denn auch die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs die Devotion zum Aushängeschild. Wehe Dem, der nicht die Praktiken der Kirche mitmachte!

Eine Gesellschaft wie diese hat keinen Halt in sich und die öffentlichen Zustände keine Festigkeit. Auch s hste man sich nie sicher, weder auf dem Throne noch im Volke. Im Frieden fürchtete man den Krieg, und die Jahre der Ruhe nahm man als ein Uebergangsstadium, mit dem es von heut auf morgen vorbei sein kann. Der Staatsreich hatte Frankreich in einen Zustand kränklicher Schläfrigkeit geworfen, welche zuwartete, ob der nächste Tag Krieg oder Frieden bringen werde. War's ja ein Einziger, der für die „große Nation, die an der Spitze der Civilisation marschirt“, Vorsehung spielen zu wollen

fest genug war und ihr von ihren eigenen Geschicken eben eröffnete, so viel ihm gefiel oder für sich und seine Zwecke passend schien. Aber auch das kaiserliche Regiment selber fühlte sich schwach durch seine Schwankungen und Zögerungen, durch den wohlverdienten Mangel an Vertrauen und Glauben, auf den es bei jedem Schritt stieß, selbst durch die unsichere Allianz mit dem Klerus, der es mit immer dringlicheren und weiter greifenden Forderungen drängte, durch den Widerstand der Parteien, die zwar für den Moment in der Schwäche des Schreckens sich selber abgedankt hatten, bald aber wieder sich zur Opposition ermanneten. Es war ein verhängnißvolles Symptom für das Kaiserreich, daß die Jugend sich mehr und mehr entschieden von ihm abwandte; der Haß gegen das aus dem 2. December hervorgegangene Regiment stieg von den niederen Schulen bis zu den Lyceen hinauf. Am längsten hielten die hohen Staatskörper in ihrer Ohnmacht und Nichtigkeit aus, bis auch sie sich stemmten, bis aus der Opposition der 5 nach und nach eine oppositionelle Macht anschwoll, mit der man wohl oder übel paktiren mußte. Nach wenigen Jahren schon fand der neue Thron die Hülfsmittel seiner Regierungskunst erschöpft, er fühlte sich von seiner Schwäche und Isolirung erschreckt und suchte nach Mächten umher, die seine Existenz verlängern könnten. Herr der Administration, des Budget, der Armee, des Klerus, des legislativen Körpers und des Senats, oberster Richter über die Presse und nach dem Attentat Orsini's gar mit einem Gefesse bewaffnet, das ihm erlaubte, mit Willkür seine Feinde nach Cayenne oder Lambessa zu transportiren, — was hätte diesem Thron fehlen sollen, um sich fest und für lange sicher zu halten? Und gleichwohl! War's die Stimme des bösen Gewissens, die dieser Gesellschaft mitten in ihrer Machtfülle unheimliche Geschichten von einer kommenden Vergeltung zuraunte? Sie fühlte sich einen Tag um den andern wankender, bedrohter, von der Ohnmacht erschreckt, durch die eigene Kraft sich lebend zu halten. Sie fand sich von einem Mal aufs andere der Nothwendigkeit zugeworfen, Etwas zu thun, um das erwartende Frankreich aus jenem geheimnißvollen Schweigen und der drohenden Ruhe aufzurütteln, welche die Folge und zugleich der Schrecken des Despotismus sind. Und noch schlimmer; dieses Etwas, welches über die inneren Widersprüche und Verlegenheiten, über die Kämpfe und Drohungen hinaushelfen sollte, war jedesmal der Krieg; ohnmächtig, zu

schaffen, griff das Reich des „Friedens“ zum Zerstoren. Wie der Krimfeldzug die Nation den Decemberverrath, so sollte der italienische Krieg sie die Freiheit vergessen machen; und fast möchte man meinen, daß der letzte so leichtsinnig und übermüthig als schlecht vorbereitet unternommene Krieg wieder einer drohenden Unzufriedenheit im Innern hätte begegnen sollen, und wäre diese auch bloß aus vermeinten oder wirklichen Demüthigungen nach Außen hervorgewachsen. — Es bezeichnete bereits ein sich einleitendes Niedersinken für das so straff nach dem Grundsatz: keine Concessionen! eingeleitete Kaiserreich, daß es in seinem zweiten Jahrzehnt denn doch von einer Concession zur andern hingedrängt ward. Herr Rouher widerfuhr als Strafe, was er als eine Art Belohnung entgegenzunehmen sich die Miene gab, daß er die Reformen, gegen welche er so viele Jahre die Beredsamkeit und den Widerstand des Herrn Staatsministers ins Feld geführt, schließlich selbst in die Konstitution aufnehmen mußte. Der Mann, welcher mit der größten Hestigkeit der Freiheit die Thüre verschlossen, indem er ihr sagte: Niemals! muß selbst diese Thüre den Reformen aufmachen und ihnen sagen: Immer, immerzu! Eine Situation, die sich fruchtbar mit der absteigenden Metternich'schen Staatsherrschaft in den dreißiger und vierziger Jahren zusammenstellen ließe. Wann werden die Völker daraus lernen, was sie sollten und so leicht könnten?

Eine Scheinexistenz, gemacht um die Welt zu blenden und die ganze unwissende Masse zu beherrschen, das war der ganze Kaiserbau von seinem Fundamente bis zur Spitze hinauf! Schein, Trug und blindes Schaustück, jenes als Beweis der Freiheit ausposaunte „suffrage universel“, bei dem doch alle Mächte und Institutionen des Kaiserreichs bis in die Kasernen herunter in Bewegung gesetzt wurden, um ihm die Stimmen zuzutreiben; neben dem ferner das System der officiellen Candidaturen fungirte, welches selbst dem ergebensten Anhänger der Regierung nicht gestattete, als Kandidat die Stimmen seiner Wähler an sich zu ziehen, wofen nicht eben diese Regierung sich entschlossen und sich dafür ausgesprochen, seine Candidatur zu billigen und zu unterstützen. Schein und Trug jene ungeheuren Geldinstitute, die den Wohlstand des Landes zu fördern vorgaben, während sie im Interesse ihrer Direktoren und Verwaltungsräthe sein Mark ausjogen; jener Credit foncier, von dem der Grund und Boden Frankreichs nicht einen Franc Nutzen gezogen, während die

Gelder wieder an Luxusbauten verschwendet wurden; jener *Crédit mobilier*, Vater und Haupt aller modernsten Schwindelgeschäfte; jene monopolisirten Verkehrsgesellschaften, wie die sechs mächtigen der Eisenbahnen, in deren Interesse die schlechtesten wie die besten Faktoren des Kaiserreichs arbeiten mußten; waren ja bekanntlich die Freihändler, welche die famosen Handelsverträge mit England durchsetzten, eigentlich nichts als egoistische Monopolisten, welche die Tarife herabgesetzt haben wollten, um auf dem wohlfeileren englischen Eisen für die zu vollendenden Linien ungeheure Summen zu gewinnen!

So die Spekulanten des Kaiserreichs, die alle seine Lebenskraft anzehrten! Und was waren denn seine sogenannten Staatsmänner? Es kehrte hier die alte Situation wieder, an der die Routine in so manchem Staatskörper schon lange litt und noch leidet, und worüber die Einsichtigen aller Länder jeweilen die schwersten Klagen erheben: Das Kaiserreich hatte nicht Einen Staatsmann zu seiner Leitung; es hatte nur Geschäftslente, deshalb liefen seine Geschäfte so schlecht. „Staatsmänner, die im Allgemeinen Leute von Ideen sind, waren unnütz für ein Regiment, das nur von einer fixen Idee lebte und bloß Anskunftsmitel bedurfte. Ein Praktiker ohne Ideal von der Sorte, die man die Männer des gesunden Menschenverstandes heißt, und welche sich um die öffentliche Achtung ebenso wenig kümmern als um das Urtheil der Nachwelt, aber stets bereit sind, ein oratorisches Schauspiel aufzuführen, leicht an Principien, schwer an Argumenten, das ist's gerade, was zu der Rolle paßt, die das Napoleonische Kaiserreich seinen Ministern auferlegte.“ Das trifft vor allen Andern aufs Haar wieder jenen Rhetor Rouher, von dessen Ausfällen Edmund About eines Tages urtheilte, sie seien une fondre de banalités. Oder wie sein Amtsnachfolger in der Ministerrolle, Herr Ollivier, erst von Rouher düpirt, hernach denselben sich zum Opfer machend, mit einem von der Leidenschaft geschärften Auge herausfand: „Wie bei Gerichtsreden setzt er voraus, daß alsbald nach gewonnenem Prozeß keine Spur mehr von dem zurückbleibt, was plaidirt wurde; auch machen ihn keine ungenauen Behauptungen, keine gewagten Versprechen stutzig; er hält Alles für gut, was angethan ist, ihn einen Erfolg des Augenblicks zu sichern.“ — Aber was war denn Herr Ollivier selbst, der Todtengräber des Kaiserreichs? Ein Staatsmann? Keineswegs, trotz seines Unterschiedes gegenüber den Vorgängern. Nach den vielen

unlauteren Spekulanten kam der lächerlich hochmüthige, aber ehrenhafte Pedant, den die Verehrung des hochachtbaren eigenen Ich zu den traurigsten Illusionen verleitet hat; er ist das leibhaftige Beispiel eines Politikers, wie sie als Pedanten der Autorität die verderblichsten und selbst ganz unehrenhafte Dinge begehren können, ohne in ihrer Vorstellung anzuhören Ehrenmänner zu sein. Es liegt in diesem sorglegenden Ministerium des einstürzenden Kaiserreichs eine Art kurzsichtig schulmeisterlich pedantischer Ehrenhaftigkeit, die aber nicht weiter geht als bis zu einer gewissen persönlichen Uninteressiertheit und einer ungeübten, gewissermaßen platonisch gefärbten Vorliebe für gemäßig formale Halbfreiheit. Ja, der Mann und sein Ministerium vertraten das Genie der Mittelmäßigkeit. Es ist wieder eine Rache der Geschichte, daß gerade ein so beschaffenes Cabinet jene Herrschaft der Korruption und der fetten Gewaltschläge, die sonst während ihres Lebens auch nicht die leiseste Spur von ängstlicher Rücksicht auf Recht, Gesetz und Ehre entfaltet hatte, stützen mußte. Ein französischer Zeichner sagt zu dieser Persönlichkeit Folgendes: Verebt, ersünderisch und für solche, die ihn bloß kennen lernen wollen, vereführerisch, trägt er weder irgend eine unkluge Begeisterung in sich noch eine Art Heroismus, der ihn kompromittiren könnte, noch Geist, der ihn an etwas Anderes denken ließe als an eine gut gelungene Nachahmung. Sobald Herr Ollivier lesen, reden und schreiben konnte, entschied er sich für die Partei des Widerstandes. Sich nicht fortreißen lassen, sich kühl und gemäßig halten, in dem lauwarmen Bad einer mäßigen, bequemen Gemüthsbewegung schwimmen und sich gegen alle unbefonnenen Ueberraschungen des Perzeus und des Patriotismus gut verwahrt halten, das war die einzige beständige Präokkupation des Herrn Ollivier. Sein Traum war das Ideal der Mittelmäßigkeit, und er täuschte ihn nicht. Da er einst als Unterpräfekt einen Municipalrath zusammenzusetzen hatte, machte es der junge Emile gerade wie Letzthin mit seinem Ministerium: die Mischung aus ein Vischen Republikanern, einigen Legitimisten und nicht übel Orleansisten sollte ausheilen. — Nur, dieses Mischmasch sollte den Fall der Kaiserherrlichkeit erleben, ja selbst ihn heraufbeschwören.

Nicht viel besser als um die Staatsleitung stand es trotz der tönenden Marschallnamen um die Kriegskunst des zweiten Kaiserreichs. Die großen Kriege, die es geführt, haben zur Genüge bewiesen, daß zwar die gewohnte fran-

zöfische Tapferkeit nicht abgenommen hat, wohl aber ganz bedeutend die wissenschaftliche Kenntniß des Krieges und die taktische Führung. Wenn es Siege gewonnen, so könnte man dieselben Soldatenstreiche nennen, und jedenfalls wurden sie nur durch die rücksichtslose Hinopferung der Soldaten erworben. Wohl hatten die Marschälle und Generäle Recht, wenn sie sich nicht selten über ihre gegenseitige Unfähigkeit zankten. War es wohl diese Einsicht, war es das Bewußtsein, daß es dem obersten Haupte sowohl als den meisten seiner zu Titularhelden erhobenen militärischen Werkzeuge am wahren Talente zum Kriegsführen gebreche, was im italienischen Feldzug den Kaiser bewog am Tage nach einer gewonnenen Schlacht den Krieg abzubrechen und mitten im Siegeszug den Frieden zu suchen? — Wer sich das sprechendste Bild von diesen Truppenführern machen will, der nehme aus ihnen den populärst gewordenen, den Liebling der Gaminen von Paris, den einzigen, dem man die Flecken französischen Bürgerblutes, die an seinem Marschallsstabe kleben, vergessen und verzeihen hat, weil er sich außerhalb dieser Partie von Tragik gar drollig ausnimmt; es ist der Marschall Canrobert. Toll im Angesichte der Gefahr, ist er im gewöhnlichen Zustande so mittelmächtig, eine Mischung aus Ruhm, Windmacherei und Gewöhnlichkeit, aus ritterlicher Zier und leerer Paradeiterei, ein Exemplar, dem allenfalls Murat als Gegenbild dienen könnte. Er ist der unbestimmteste und wenigst ausgereifte Charakter, den die Militärkunst in die Politik hineingeworfen. Im Ganzen ist eine Generation an der Reihe, der Frankreich so viele bewundernswerthe Soldaten und so wenige rechte Generäle verdankt. Ihre Ohnmacht wird am Klarsten, wenn man die italienische Campagne des Nerven mit eben der italienischen des militärisch genialen Oheims von 1796 zusammenhält. Während dieser in weniger Wochen, als jetzt seit Eröffnung des Feldzuges mit Zaudern vergingen, Schlag um Schlag gethan und seinem Heere die Ebenen von Piemont und der Lombardie geöffnet hatte, wurde der am 29. April eröffnete Feldzug des Jahres 1859 von französischer Seite nicht weniger als von österreichischer mit unbegreiflicher Langsamkeit angegriffen; Unentschiedenheit herrschte in den Bewegungen der kriegsführenden Mächte; Plane und Schlachtdorden wechselten jeden Augenblick. 23 Tage der Unthätigkeit verstrichen zwischen zwei Armeen, die sich fast berührten. War es wohl mit der Einfluß des Despotismus, der die Wirk-

samkeit der mit so ungeheuren Kosten unterhaltenen Armee, einer das Mark des Landes ausfangenden Soldateska lähmte? Was hat sie, die gehegt und gepflegt wurde wie keiner der ungebaren Faktoren des Landes, was hat sie genützt, wenn nicht, daß sie ihm den Despotismus aufladen und 20 Jahre ihn auf dem Rücken der Nation lasten machen half? Was hat sie dem Lande im entscheidenden Augenblicke gerettet und erhalten? Haben nicht die letzten Wochen auf negativem Wege wieder bestätigt, was einst ein thätiger französischer Heerführer, der Herzog von Numale, im würdigen Hinblick auf die schweizerische Miliz schön und gut sagte: „Die Freiheit verdoppelt die Macht militärischer Institutionen; sie regelt und mäßigt ihren Gebrauch; sie hat Nichts von ihnen zu fürchten, so lange die Völker ihre eignen Rechte nicht abdanken; ihre Garantie liegt in der Macht der öffentlichen Meinung, nicht in der Schwäche der Miliz“.

Es ist ein schlimmes Zeichen für eine Herrschaft, wenn sie die geistigen Mächte der Zeit gegen sich hat. So geschah es dem Kaiserreich. Es hatte sie alle wider sich, nur die Eine ausgenommen, mit der es einen Pakt geschlossen, damit sie ihm helfe zur Daniederhaltung aller widerstrebenden Kräfte; es ist der Klerus, dem es zum Danke die Herrschaft über die Geister auslieferte. Alle andern geistigen Faktoren waren ihm von Anfang an beharrlich zuwider, wohl fühlend, daß es mit ihnen unter diesem Banner des rohen Materialismus nur rückwärts gehen könne. Die Salons, die Akademie und Universität, der Unterricht und seine Vertreter, sie Alle fügten sich nur widerwillig, nur so weit, als sie mußten; die Presse nur so weit, als sie geknebelt und gemäßiget war. Das Bündniß mit dem Klerus aber, eben beiden Mächten recht, sollte doch im Verlaufe mehr und mehr seine Gefahren herauskehren. Wie ist der Bund mit einer rückwärts verlangenden Klerisei ungestraft eingegangen worden, und nie haben sich zwei Elemente, deren Jedes mehr und mehr für sich die volle Herrschaft über die Gesellschaft will, auf die Länge vertragen, ohne sich zu reiben. Für den Moment freilich sollte die Interessentallianz beiden Theilen fruchten. Die Mitra hat ihren Bund mit dem Schwerte fruchtbar gemacht, wie gewohnt; sie unterjochte sich die Geister. Schon 1852 bestanden 1836 religiöse Etablissements, darunter 659 Frauenkongregationen. 1300 religiöse Männergenossenschaften widmeten sich dem Primarunterricht und hatten 1749 Schulen unter sich. Seit dem Gesetz vom 15. März

1850 hatten die Kongregationen auch wieder auf den sekundären Unterricht übergegriffen; die Jesuiten leiteten 16 freie Etablissements, unterstützt durch die Subskriptionen und freiwilligen Spenden der Gläubigen; 600,000 Francs konnte der pere Blacas allein dem Kollegium Sainte-Marie in Toulouse übergeben. Und unterdessen hungerten Tausende von armseligen weltlichen Primarlehrern mit 200 Francs Gehalt, und Hunderte von Gemeinden blieben so gut wie ohne allen Unterricht, und die Karten über den Bildungszustand zeigten beharrlich Departements von erschreckender Schwärze. Zahl und Bild sprechen! Fünf Kongregationen für die Befehrer der Heiden mit dem Hauptstift in Lyon ziehen ein Einkommen von 3 $\frac{1}{2}$ Millionen an sich. Zahlreiche Laienassociationen kommen den geistlichen zu Hülfe. Es galt ferner die Unterdrückung der Civilehe, das ausschließlich geistliche Recht zur Ernennung der Bischöfe, den Rückzug der organischen Statute des Konkordats, die strenge Weiße der Sonntagsfeier &c. Um diesen und die weiteren Preise hing sich die ganze geistliche Kompagnie gleich beim Beginn der diktatorischen Macht an ihren Glanzwagen. Erklärte ja der „Univers“, das katholische Hauptblatt, mit dem ausgenühten Klopffechter Venillot an der Spitze, dem Lobredner und Apostaten aller Parteien, dumm und plump: „Der weltliche Arm der Gensdarmrie ist bei Weitem der beste Vertheidiger der Gewissensfreiheit“. Machte sich doch dasselbe Blatt eine perfide Freude daraus, den Anhängern der konstitutionellen Monarchie und der Republik, die für das Land mehr Freiheit verlangten, höhniisch zuzurufen: Was uns betrifft, wir sind frei genug! Und hatte es sich nicht erdreistet, die Verweigerung der Sprach- und Schreibfreiheit auf Diejenigen ausdehnen zu wollen, die nicht zur Weichte gehen! Wer hätte dieses Blatt und seine ganze Sippe bedauern sollen, an dem Tage, wo die Regierung auf dasselbe seine eignen Worte anwandte: „Wenn ich Euch brauche, gebe ich Euch Freiheit, weil das mein Interesse ist; wenn ich Euch nicht mehr brauche, nehme ich sie Euch, sobald es mir nützlich scheint!“ Für den Anfang diente das Bündniß, und schwerlich wäre das Kaiserreich aufgekomen ohne die Gewalt der Geistlichkeit über die furchtbar unwissende Landbevölkerung. Doch mehr und mehr ward die gegenseitige Lage schwierig; je mehr man ihm gewährte, desto mehr forderte der Klerus, und als hernach der weltliche Arm dieser Begehrlichkeit Schranken zu setzen versuchte, da erinnerte sich die Geistlich-

keit der früher so leichtlin preisgegebenen Legitimität und ward oppositionell. Was war aber die erste schwere Frucht des Bündnisses gewesen? Jene unheilvolle, gegen die Vernunft der Zeit laufende Besetzung von Rom, die frucht- und nutzlos Millionen um Millionen verschlungen und die französische Macht in eine Sackgasse hineingeworfen hat, aus der sie nicht wieder herauskommen sollte, bis sie selbst am Zusammenbrechen war.

Die Freiheit schafft eine öffentliche Meinung und ihren Ausdruck; ohne Freiheit gibt es keine solche. Das Kaiserreich unterhielt den nach Nahrung verlangenden Geist der Nation mit Lärm und Geschrei und mit dem Geschwätz des Tages. Die Chronik begann an den Thüren zu horchen, in den Vorzimmern herumzuzüßern und die Boudoirs der leichten Weiber zu ihrem Tummelplatze zu wählen. Courtisaneen wurden das Hauptobjekt der öffentlichen Aufmerksamkeit selbst für den honetten Bürgerstand. Auf frivolvolles Geschwätz und müßige Verläumdung angewiesen, von den großen Tagesfragen durchaus ferngehalten, brachten die Presse und die Gesellschaft ihre Zeit damit hin, die Skandalgeschichten vom Hof und aus der Stadt hervorzufuchen und auszumalen. Die Warnungen, die Verurtheilungen, Suspension und vollständige Unterdrückung der Journale waren an der Tagesordnung; verdorben und ergeben oder bedroht und gebunden, so war das Loos der Presse. Kautio und Stempel wurden erhöht, die persönliche Unterschrift der Artikel gefordert. Schon in den Jahren 1852 und 1853 wurden im Zeitraum von 14 Monaten 91 Verwarnungen ertheilt und 3 Suspensionen verhängt. Es gibt ein ausgezeichnet treffendes französisches Wort, welches das Gebahren der kaiserlichen Polizei als Zuchtmeisterin der Presse kennzeichnet; es ist der Ausdruck *fatilité*. Es regnet Verwarnungen aus allen möglichen Gründen. Bald ist's eine strenge Kritik des Dekretes vom 29. März 1852 über den Zuder; bald ein Artikel, in welchem Napoleon I. als Missionär der Revolution bezeichnet, oder ein anderer, in dem sein Sturz mit demjenigen Karls X. oder Ludwig Philipps zusammengehalten wird; ein Blatt zweifelt an der Wahrheit einer Note des „Moniteur“ und wird verwahrt; ein anderes erkühnt sich, von „Irrthümern des römischen Katholicismus“ zu reden, und erhält ebenfalls eine Weisung, denn die Polizei ist sehr orthodox. Der Minister der Polizei mischt sich in alle Diskussionen und gibt den Journalen Lektionen nicht bloß in der Philo-

sophie der Geschichte, sondern selbst über guten Geschmack und Höflichkeit. Da wird ein Provinzialblatt verwahrt, „welches eine ebenso ungerechte als böswillige Würdigung einer municipalen Maßregel enthält und die Gränzen einer geziemenden und mäßigen Kritik überschreitet“; ein anderes „wegen seiner Beharrlichkeit in herber Polemik gegen die Personen“; zwei zugleich, „weil sie in ihren polemischen Artfeln die Gränzen des guten Geschmacks überschritten haben“. Das Theaterfeuilleton ist mehr als einmal avvertirt worden, es möge sich sehr in Acht nehmen, welche Meinungen es über die Pirouetten der Damen vom Balletcorps der Oper ausspreche. Ganz besonders aber mochten sich die Journale hüten die Agioteurs anzugreifen; beim geringsten feindslichen Wort stürzten sich die großen Finanzbeuteiler des Augenblicks ins Ministerium und brachten ihre Klagen vor und — die Mahnung war fertig. Ungekräft durfte man sich nicht einmal über die Dünge Stoffe eine unabhängige Meinung erlauben.

Was blieb der erniedrigten Presse übrig als sich zu beugen unter ein Joch, gegen das sie Nichts vermochte! Weisungen und den mehr oder minder brutalen Tadel anzunehmen, oft von jenen abgestandenen Journalisten selbst, welche das konstitutionelle Königthum und die Republik nicht hatten brauchen wollen, während das Kaiserreich sie aufsuchte, um dieselbe Presse zu schulmeistern, an der sie nie hatten ankommen können. Die ehrbaren Journalisten, welche diese Periode durchgemacht, werden aus der traurigen Zeit eine trübe Erinnerung davontragen, halb der Demüthigung, halb des Zweifels und der Furcht; sie werden sich kaum mehr erholen. Von diesem Gefühl hat freilich derjenige nie Etwas empfunden, den wir doch am besten zum charakteristischen Repräsentanten einer Presse wählen, wie sie der kaiserlichen Zeit paßte, der journalistische Charlatan und Spekulant Emile de Girardin. Es verschlägt gar Nichts, ob Herr Girardin für oder gegen das Kaiserreich sich eingelassen, gar Nichts, daß er sich schließlich bemüßigt fand, gegen dasselbe seine „Liberté“, die doch ein Träger des ärgsten Chauvinismus ward, ins Feld zu führen; Herr Girardin war bekanntlich sein Leben lang auf der Jagd nach einem Ministerportefeuille, das ihm doch beständig entwich, und um diesen Preis war er jeden Augenblick bereit noch Etwas mehr als seine Liberté zu verkaufen. Nach Strichen französischer Zeichner möchte sich diese Persönlichkeit etwa folgendermaßen abheben: Herr Girardin ist weder

Denker noch Schriftsteller, weder Künstler noch Philosoph, weder Diplomat noch Dramatiker. Er ist einfach ein Mätker in Ideen, Styl, Kunst, Philosophie und Diplomatie, ein Mensch, der Alles anrührt, ohne doch eine Spur eignen Wesens daran zurückzulassen. Er hat nur das Originelle an sich, daß er keine Ader von originellem Talent in sich trägt. Wenn man absolut eine Art Genie an ihm finden wollte, so wäre es dasjenige der produktiven Ohnmacht. Nach 35 Jahren hat er, abgesehen allerdings von äußeren Glücksgütern, Nichts gewonnen, Nichts erreicht und — noch schlimmer! — Nichts vollbracht, und die letzte Formel, die er wie eine Art Herausforderung in die Arena des öffentlichen Kampfes hineingeworfen, ist die Versicherung von der Nutzlosigkeit der Presse, d. h. nach seiner Erklärung das Nichts der Arbeit, der er sich immer gewidmet. Girardin nimmt den Lärm, auch wenn er mit einer Portion Skandal gemischt ist, für Ruhm, den Erfolg für Moral, stöbert an und in Allem herum, disputirt mit der vollen französischen Theaterbegeisterung und zieht genug Vortheil aus der Schwäche aller Coterien, so daß die Gimpel jeder Meinung ihn Denjenigen abgeneigt und überlegen halten mögen, die sie gerade hassen und verfolgen. Das größte Glück in seinem Leben war das Duell mit Armand Carrel; die tragische Geschichte, in der er es einmal mit einem Ehrenmanne zu thun hatte, gab ihm ein Relief, das er sonst schwerlich jemals gewonnen hätte. Aber dasselbe Ereigniß war andererseits sein Fatalismus; es legte ihm eine Zwangstellung auf, die sein niemals fruchtbares Wirken noch vollends unfruchtbar machte. Von da an gab es für ihn keine Versöhnung mehr mit der Demokratie, denn zwischen beiden lag das Blut des edlen Kämpfers der Demokratie. Er mochte die Freiheit verlangen, ohne ein Bündniß eingehen zu können mit denen, die sie vorbereiteten, und umgekehrt sich stützend auf Die, welche sie nicht wollten. Die ganze politische, literarische, finanzielle und industrielle Persönlichkeit dieses Mannes muß alle Diejenigen, welche das Leben nicht wie ein bloßes Spiel zum Belachen ansehen wollen, gegen sich ausbringen; die ganze provocirende Persönlichkeit, so wechselvoll in ihren Rundgebungen, ist doch nur Eine an Gedehastigkeit.

Wir haben die großen Männer des Kaiserreichs gemustert; werfen wir abschließend einen Blick auf seine großen Thaten.

Es hat zu drei Dingen von Bedeutung mitgewirkt: Krimfeldzug, italienischer Krieg, Handels-

vertrag. Aber es hat sie alle nur halb durchgeführt und in der Mitte abgebrochen.

Es hat Rußland nur gedemüthigt, ohne es niederzuerwerfen oder ihm Polen zu entreißen. Es hat den Freihandel erklärt, aber ohne ihm eine einzige der Freiheiten zu geben, die ihn befruchten. In Italien hat es auf Einen Schlag Haft gemacht und Andern die Ehre und den Gewinn der Expedition überlassen.

Das Kaiserreich ist es, welches die Einheit der Deutschen und den Umdank der Italiener hervorgerufen. Wenn Europa mehr Staatsmänner besäße, als es hat, so wären die Enttäuschungen und Mißgeschick für das Land noch größer, als sie bis auf die letzte Katastrophe geworden. Cavour und Bismarck waren Beide stark genug, um die Politik des Reiches gründlich aus Rand und Band zu bringen. Der Name Mexiko macht die Spötter unter den Diplomaten lachen und erweckt in ernsten Gemüthern Grauen. Die Rheingränze mochte man wohl und nahm sie allenfalls in der Phantasia weg. Selten hat ein Regiment so viele Dinge angefangen und so wenige vollendet; nie hat Eines so oft in die Trompete geblasen ohne Grund und ohne Widerhall, und wäre die Mäßigung nicht, welche die öffentlichen Sitten in die Geseze hineintragen, das Land wäre in den Fesseln, die der neue Imperialismus ihm angelegt, erstickt.

Er ist ein fast triviales Wort geworden, der doch so solenne Ausspruch Schillers: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; trivial fast wie die großen Umstürze, die unserm Jahrhundert zu erleben bestimmt war. Als der große Dichter und philosophische Geschichtskenner seinen berühmten Ausspruch that, konnte ihn auch der dichterische Genius, dem man doch mit Recht eine prophetische Sehergabe zuschreibt, nicht ahnen lassen, wie furchtbar seine Wahrheit an den nächsten Generationen sich befähigen werde.

Das Revolutionszeitalter, die Periode der großen Stürze und erdbebenartigen Erschütterungen! Die Scepter zerbrochen, die Throne umgeworfen, Länder und Provinzen um- und übergewälzt, das Glück von Millionen Familien vom heutigen auf den morgenden Tag aus den Fugen gerissen, die Rechnungen der Weisesten wie die eiteln Wünsche der Thoren zu Schanden gemacht: es ist ein grandioses, ein sinnbetäubendes Schauspiel; fast möchte man meinen, es sei Etwas von der erdumwälzenden Gewalt der vorfindstulichen Revolutionen in die Geschichte der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hineingefahren.

Es ist die jüngste und frischeste dieser Revolutionen, die den zum zweiten Mal aufgerichteten französischen Kaiserthron zum zweiten Mal zu Boden geworfen, wo er liegen bleiben soll. Zu Boden geworfen, und diesmal ohne die Glorie des mysteriös anziehenden Unglückes von St. Helena; es gibt keinen geheimnißvollen Schimmer wie damals, mit dem er sich wieder aufrichten könnte. Klar ist sein zweiter Sturz und — so ordinär, wie seine zweite Existenz es war. Es ist mit ihm vorbei, für immer. Das ist die Strafe für den Uebermuth und den Leichtsin, der dem Zol einer alten politischen Phantasia und dem Machttraum des reinen Egoismus unzählige Opfer an Menschenglück und Menschenleben gebracht hat.

Die Geschichte ist eine gewaltige Rächerin. Bald schleicht sie langsam, unhörbar, aber sicher der Spur eines staats- und völkerrechtlichen Frevels nach und läßt Enkel und Urenkel büßen für die Vergehen ihrer Vorfahren; bald stürzt sie sich wie mit Sturmessflügeln auf den Thäter selbst und reißt ihn herab, und stünde er auf weltbeherrschender Höhe. Die Geschichte ist gerecht, sie allein auf Erden.

Der Napoleonismus, den man mit dem großen Völkerbedrücker auf dem einsamen Felsen eiland von St. Helena begraben halten durfte, hat sich vor unserer Generation mit der irrationalen Macht einer Legende wieder auferichtet; er ist vor derselben Generation gefallen wie ein Wahn, eine wesenlose Phantasia, ein Schemen, und Nichts bleibt von dem Regimente der Gewalt und der Korruption als die Flüche, die von Cayenne und Ramebessa hinübertönen an die blutgefärbten Ufer des Rheins.

J. J. Honegger.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. III. Epoche der Reformation und des dreißigjährigen Krieges. 1. In der Epoche der englischen Kriege hatte, wie das nicht wohl anders sein konnte, die angreifende Haltung Frankreichs gegen Deutschland geruht. Es hatte alle seine Kräfte zusammennehmen müssen, um gegenüber den Ansprüchen der englischen Krone und den außerordentlichen Erfolgen der englischen Waffen das eigene selbständige Dasein zu retten. Aus diesem Kampfe ging Frankreich aber wie wiedergeboren, sein Königthum erhöht und gefestigt hervor. Und so wird es uns nach allem Vorausgegangenem nicht verwundern, wenn mit der glücklichen Beendigung jener Kriege die alten expansiven und erobernden Neigungen der französischen Politik

sofort wieder erwachen. Dieselben waren ehemals fast ausschließlich auf die romanischen Gebiete des deutschen Reiches gerichtet gewesen. Und so gewiß jene Uebergriffe und Annahmungen Rechtsverletzungen und Ausflüsse der gewaltthätigen Natur der französischen Nation gewesen waren, mit ebenso vielem Rechte ließ sich jenes Thun aus dem Geetze der geschichtlichen Entwicklung, aus dem Principe der Nationalität, die alles von Haus aus Zusammengehörige auch staatlich vereinigen will, wenn nicht rechtfertigen, so doch erklären. Ist es doch bekannt, daß Frankreich das erste Muster eines Nationalstaates aufgestellt hat. An dieser Linie ist es aber nicht stehen geblieben, sondern eben jetzt, und zwar noch vor dem förmlichen Ende jenes nationalen Kampfes, tritt es plötzlich mit einem bewaffneten Anfälle auf die lotharingischen Bisthümer und das Elsaß, auf Metz, Straßburg und Basel, ja auf Breisach und Freiburg hervor. Mit einem Worte, nach Beseitigung der äußeren Gefahr kehren die alten eroberungslustigen Triebe mit verstärkter Gewalt wieder, und es wird unter der Gunst der Umstände der Versuch gemacht, jene altherkömmliche Theorie, daß von Rechts wegen der Rhein die Grenze beider Reiche bilden müsse, zum Theil wenigstens in die Wirklichkeit zu übersezen. Jene Theorie hatte man französischerseits niemals fallen lassen; sie hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, ihre Ausführung war verschoben, aber niemals aufgehoben. Jetzt schien sich eine Gelegenheit anzubieten, wie man sie nicht besser wünschen konnte, jenen Lieblingsgedanken der französischen Politik zu verwirklichen; und die Hast, mit welcher man sie ergriff, bewies, wie vollständig die Geister darauf vorbereitet waren. Das Beschämendste an diesem Hergange aber ist, daß diese Gelegenheit von deutscher Seite selbst geboten wurde, ja daß es das Oberhaupt des Reiches, Kaiser Friedrich III. selbst war, der den Feind auf den deutschen Boden rief. Im deutschen Reiche hatte der Verfall der Reichsgewalt inzwischen seinen unaufhaltbaren Verlauf genommen. Die unbedingte Mangelhaftigkeit seiner politischen und kriegerischen Organisation hatte sich gegenüber der Offensive der Hussiten in der demüthigendsten Weise geoffenbart. Der Ruf nach einer Reform der Reichsverfassung war laut und dringlich erschollen, bezügliche Vorschläge und wohlgemeinte Versuche waren gemacht worden, — im Uebrigen aber Alles beim Alten, die Lähmung der nationalen Kräfte unverändert dieselbe geblieben. Und nun war in der Person Friedrichs

ein Fürst auf den deutschen Thron gestiegen, der von der Schwierigkeit seiner Aufgabe durchans keine Vorstellung und ebenso wenig die entsprechenden Fähigkeiten mitbrachte, dessen Hausinteressen überdies mit den wahren Interessen des Reichs keineswegs überall zusammenfielen. Was Deutschland lähmte, war indeß nicht bloß der Sieg der centrifugalen Kräfte, es war zugleich der ausgesprochene Gegensatz der verschiedenen Stände, — des Adels einerseits und der Städte und Bauernschaften andererseits, — der in einer höheren monarchischen Einheit nicht wie anderwärts die wohlthätige Lösung fand.

Kaiser Friedrich, nicht in seiner Eigenschaft als Oberhaupt des Reiches, sondern seines Hauses, trug sich gleich in der ersten Zeit seiner Herrschaft mit dem Gedanken, den alten Streit der Habsburger mit den Eidgenossen wieder aufzunehmen und die erlittenen Verluste ungeschehen zu machen. Es standen ihm bei diesem Verlangen die Sympathien des Adels in den Gegenden des Oberheins zur Seite, dem die Freiheit jener Banern und Städte ein Dorn im Auge war. Gleichwohl fühlte sich Friedrich in der Erinnerung an vorausgegangene Niederlagen zu schwach, mit seinen eigenen Kräften seine Ansprüche durchzusetzen. Und so gerieth er auf den unwürdigen und unseligen Einfall, den König Karl VII. von Frankreich, der eben einen Waffenstillstand mit den Engländern geschlossen hatte, und dessen kostspielige und landesverderbliche Söldnerschaaren somit entbehren waren, um ein Hülfscorps anzugehen. Dieses Anstehen wurde vom französischen Hofe in der entgegenkommendsten Weise aufgenommen. König Karl beschloß, den ihm unbecommen Dauphin — den späteren Ludwig XI. — an die Spitze des Corps zu stellen, das zugleich um Vieles stärker sein sollte, als der Kaiser je gewünscht hatte; denn nur die Entsendung einer großen Zahl konnte einerseits Frankreich die erhohete Erleichterung bringen und andererseits bedeutende Erfolge sichern, und auf solche war es jetzt am französischen Hofe in allem Ernste und aber zugleich in einer ganz andern, in der oben angedeuteten Richtung abgesehen. Metz, Louv, Verdun und das Elsaß waren die schwach verhehten Ziele der Expedition, die unter dem Namen des Armagnaken- oder Armegeckenkrieges berüchtigt geworden ist. (Der Graf Armagnac, einer der Führer jener Söldnerschaaren, hatte jenen Namen geliefert, dem später der deutsche Volkswitz diese andere Form gegeben hat.) An 40—50,000 Mann setzten sich zu diesem Behufe im Jahre 1444

in Bewegung. Der kaiserliche Hof hatte den betreffenden Vertrag so leichtsinnig abgeschlossen, und der französische hegte vor dem deutschen Reich so geringe Scheu, daß er es wagte, etwa das Fünffache der Truppenzahl, die Friederich für seine Zwecke erwartete, herbeizuführen. Dem Anfälle auf das Reich gingen überall den Umständen angepaßte, gleißnerische Erklärungen voraus, die indeß Frankreichs wahre Absichten nur schlecht verhüllten. Man ließ doch auch durchblicken, daß man nicht bloß dem Kaiser gegen die Frechheit der Schweizer zu Hilfe kommen wolle, sondern daß Frankreich seine seit vielen Jahren entfremdete Grenze, d. h. den Rheinstrom herstellen wolle. Und schon wurden die geplanten Bewegungen ausgeführt. König Karl VII. leitete von Nancy aus die Belagerung der drei lotharingischen Städte, der Dauphin brach, von den „Herren“ jener Gegenden mit Freude begrüßt, im Elsaß ein. Zuerst fiel Mümpelgard, die feste Burg der Grafen von Württemberg, die schon früher die Ungnade des französischen Hofes auf sich gezogen hatten. Dann wendete sich Ludwig durch den Ebnegau, an Basel vorüber, gegen die Eidgenossen, und so kam es zu dem berühmten Zusammenstoße der Franzosen mit den Schweizern bei St. Jakob, in dem die letzteren zwar der Uebermacht unterlagen, aber doch erst nach einem so heldenmüthigen Kampfe, daß der Dauphin es aufgab, den Kampf gegen sie fortzusetzen, und es dem französischen Interesse gegenüber entsprechender fand, ein so tapferes Volk lieber zum Freund als zum Gegner zu haben. Und in der That datirt von dieser Zeit eine enge Verbindung Frankreichs mit den Eidgenossen, deren wichtige Folgen nicht lange ausgeblieben sind.

Indem aber der Dauphin beschloß, den Krieg gegen die Eidgenossen nicht fortzusetzen, hätte er zugleich sein Mandat als erloschen betrachtet und den deutschen Boden sofort wieder räumen müssen. Jedoch war er sehr weit entfernt, dies zu thun: im Gegentheile, die Absichten der französischen Politik brechen jetzt über alle Zweifel hinaus deutlich durch. Ludwig führte sein Heer nun, statt nach Frankreich, in das Elsaß zurück, breitete sich mit roher Gewaltthätigkeit, die auf keinen Widerstand stieß, bis gegen Hagenau hin aus und suchte sich mit List und Gewalt Eingang in die Städte zu verschaffen. Vor Allem war es auf das feste Straßburg abgesehen, das jedoch, fest am Reiche wie an seiner Freiheit haltend, alle noch so schmeichlerisch gehaltenen Lockungen standhaft von sich

wies. Um so schlimmer erging es dem offenen Lande, das unter den zuchtlosen Banden — den „Schindern“ (écorcheurs), wie sie auch genannt werden — fürchterlich litt. Auch auf Basel — in dessen Mauern noch das Konzil tagte — waren die Absichten der Franzosen gerichtet. Der Dauphin schickte zuletzt geradezu einen Boten nach dieser Stadt, mit der Aufforderung, sie solle ihm als ihrem gnädigen Herrn huldigen und schwören, da ja laut urkundlicher Zeugnisse der König von Frankreich von alter Zeit her ihr Schirmherr gewesen sei; alsdann wolle er ihr Gnaden erweisen und große Freiheiten ertheilen. Begreiflicher Weise befremdete eine solche Zumuthung die Baseler, und ihre Antwort lautete entschieden genug: „Von einem Schutzherrn verhalten sie gar nicht; sie seien eine freie Stadt und dem heiligen römischen Reich, sowie dem Bischof gehörig, und würden sich auch unter keinen Umständen aus diesem Verhältniß drängen lassen“. Die französischen Gesandten nahmen diese immerhin bescheidene Antwort sehr übel auf und drohten mit Zwangsmaßregeln, die indeß nicht angewendet worden sind.

Man fragt wohl, was that das Reich, was that sein Kaiser bei diesen unerhörten und unerträglichen Vorgängen? Friederich hielt eben einen Reichstag zu Nürnberg ab, als die sichere Kunde von dem Einbruche des Dauphin kam, als die Klagen der arg heimge suchten Landschaft, die Boten der bedrohten Städte wie Basel und Straßburg anlangten. Aber es dauerte lange, ehe nur ein Beschluß, wie ihn die unlängbaren Thatfachen erforderten, zu Stande kam. Die ganze Wichtigkeit der Reichsverfassung enthüllte sich wiederum in beschämender Deutlichkeit. Der Kaiser hatte begreiflicher Weise ein böses Gewissen, so erbittert er über das Thun der Franzosen jetzt auch sein mochte. Die Kurfürsten kamen sämmtlich herbei; mehrere von ihnen, wie die von Köln und Trier, standen in den zweitichtigsten Beziehungen zur Krone Frankreich. Die Gesandten des Dauphin, die dann erschienen, schoben die Schuld auf den Kaiser und versuchten mit höchst dreisten Worten ihre Okkupationen im Elsaß mit den ihnen zukommenden und zugesicherten Winterquartieren zu rechtfertigen. Diese Sprache war nun nicht darnach angethan, die überall in Deutschland und auch im Bereiche des Reichstages erwachte und wachsende Erbitterung über das Vorgehen der Franzosen zu beschwichtigen; der Kaiser, wie er sich auch drückte und wand, wurde zuletzt mit fortgerissen, und

so kam der Beschluß zu Stande, der den Reichskrieg zum Zwecke der Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden dekretirte und den Kurfürsten von der Pfalz zum Reichsfeldhauptmann ernennte.

Jedoch bis zur Ausführung dieses Beschlusses war noch ein weiter Weg. Der Kaiser hatte gleich darauf Nürnberg verlassen und war in seine Hauslande zurückgeirrt, wohin ihn andere Sorgen riefen, die meisten Kurfürsten thaten dasselbe, und der Reichsfeldhauptmann blieb an den guten und schon damals oft zweifelhaften Willen der Reichsstände angewiesen. Inzwischen breitete sich der Dauphin immer weiter aus und besetzte das ganze Elsaß mit Ausnahme der Reichsstädte; die Drangsale des schutzlosen Landes steigerten sich, und bereits streckte er seinen Arm auch nach Freiburg und Breisach aus. Von Seiten des Reichs erschien keine Rettung; es wurde zwar viel unterhandelt, aber nach wie vor nicht gehandelt. Im Verlaufe des Winters griff das zum Aeußersten getriebene Volk allerdings mehrfach zur Selbsthilfe und der kleine Krieg erhob sich aller Orten. Die französisch gesinnten Kurfürsten von Köln und Trier hatten die gütliche Vermittelung übernommen, aber das nächste und wie beabsichtigte Ergebnis war nur, daß der Eifer des Reichsfeldhauptmanns dadurch gelähmt wurde. Dann wurde der Abzug der ruchlosen Gäste zwar vereinbart, jedoch wider den Vertrag mehrmals aufgeschoben. Die Stadt Straßburg brannte in mehr als gerechter Ungeduld über die unwürdige Verschleppung der Vereinbarung und drohte sich an die Eidgenossen anzuschließen, wenn das Reich sie und die eigene Sache der Art im Stiche lasse; indeß auch jetzt wußte der klagliche Kaiser weiter nichts zu thun, als einen jämmerlichen Mahnbrief an den französischen König zu richten. Und eine neue Tagfahrt der Vermittelung wurde zu Trier abgehalten, in Folge welcher die „Armengecken“ im Frühjahr 1445 endlich wirklich abzogen und den wider alles Recht besetzten Boden räumten. Aber bis zum letzten Augenblicke haben die Schändlichkeiten der ruchlosen Söldnerhaufen — die zum guten Theile aus Engländern und Schotten bestanden — fortgedauert. Von einer Genugthuung der verletzten Ehre des Reichs und der Nation war keine Rede. Und nicht der Kaiser und nicht das Reich als solche haben jenes Ergebnis der Räumung erzielt, sondern auf Umwegen und durch den Muth einzelner Städte und Landherren ist sie vorzugsweise herbeigeführt worden. Der zu Tage tretende nachhaltige Ent-

schluß sich selbst zu helfen und die Standhaftigkeit einer Stadt wie Straßburg haben den französischen Hof gelehrt, daß diese Provinz für das Glück, das er ihr bringen wollte, noch nicht reif sei. So hat sich Karl VII. auch bewegen lassen, auf die beanspruchte Schutzherrschaft über Metz, Toul und Verdun zu verzichten. Metz zumal hatte sich so kräftig vertheidigt, daß die französische Raublust sich vor der Hand noch bescheiden mußte. Das deutsche Reich aber hatte immerhin eine bittere Demüthigung erlitten, seine Wehrlosigkeit war in beängstigender Weise vor aller Welt enthüllt, und es konnte von diesem einen Beispiele entnehmen, was es von der habsburgischen Führung zu erwarten hatte. Was war aber von einer Verfassung zu halten, die solche Vorgänge möglich machte? Und was stand diesem Reiche noch bevor, wenn diese Verfassung nicht gründlich umgebildet wurde! Den Franzosen wenigstens blieb diese Erfahrung nicht verloren, und sie verstanden es, die Spuren, die sie jetzt eingezehnet, wieder zu finden.

Der nächste Konflikt Deutschlands mit Frankreich ist an die burgundische Verwickelung geknüpft; er ist erst mittelbarer, wird aber zuletzt unmittelbarer Natur. Für jeden Fall fällt die Darstellung desselben in den Kreis unserer Aufgabe.

Es ist eine Nebenlinie des Hauses Valois, mit der wir es hiebei zunächst zu thun haben. Philipp der Kühne, der jüngste Sohn des Königs Johann von Frankreich, ist der Begründer des burgundischen Hauses. Er hatte im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund — die Bourgogne mit Langres, Dijon u. — als eröffnetes französisches Reichslehen erhalten. Durch eine wohlberechnete Hauspolitik gelangte er in den Besitz von Flandern, Artois, Nevers, Rethel, Salins, Mecheln und, was besonders wichtig war, der Freigrafschaft Burgund, die, wie wir wissen, deutsches Reichslehen war. Dadurch war bereits ein Doppelverhältniß eigenster Art geschaffen, das alle erdenkbaren Verwickelungen in seinem Schooße trug. Der dritte in der Reihe der burgundischen Herzoge, Philipp der Gute, hat dann die Macht seines Hauses um mehr als das Doppelte vermehrt. Er erwarb auf verschiedenen Wegen Namur, Brabant, Limburg, die Grafschaften Hennegan, Holland, Seeland, Westfriesland und endlich Fügelsburg. Man sieht, das war eine ganz außerordentliche Macht; sie reichte von der Nordsee bis zu den Alpen und war nur durch das dazwischenliegende Herzogthum (Ober-)Lotharingen getrennt, das aber auf die Dauer

schwerlich widerstehen konnte. (Niederlotharingen war bereits vollständig zerbröckelt.) Und diese Macht erhielt durch den Reichtum der zu ihr gehörenden Länder eine gesteigerte Bedeutung. Gerade die niederländischen Provinzen waren durch Handel und Industrie fast das reichste Land von Europa und gewährten ihren Herren so große Hülfsmittel, wie kaum ein anderer Fürst sich ihrer rühmen konnte. Die Folge war, daß die Herzoge von Burgund nicht versäumten, eine dieser ihrer Macht entsprechende Stellung unter den Fürsten Europa's einzunehmen. Sie hielten sich Königen gleich, obgleich ihre Länder theils bei der Krone Frankreich, theils beim deutschen Reiche zu Lehen gingen. Zu Frankreich gehörte das Herzogthum Burgund, Nevers, Rethel, Artois und der eine Theil von Flandern; zu Deutschland die Freigrafenschaft Burgund, das Herzogthum Brabant und Limburg, die Grafschaften Hennegau, Holland, Seeland, Westfriesland und der andere Theil von Flandern (Reichsflandern). Die Herzoge waren nun aber weit entfernt, das Vasallenverhältniß nach dieser oder jener Seite hin aufrichtig anzuerkennen. Das Lehensverhältniß zur französischen Krone bestritten sie zwar nicht geradezu, stellten sich aber an die Spitze der feudalen Opposition und erweckten den Königen Schwierigkeiten höchst gefährlicher Natur. Zu dem deutschen Reiche, auf dessen Kosten sie doch insbesondere gewachsen waren, wollten sie gar kein abhängiges Verhältniß gelten lassen. Herzog Philipp der Gute, der Vater Karl des Kühnen, weigerte sich geradezu, für die niederländischen Besitzungen, die er noch dazu zum Theil mit Gewalt genommen hatte, dem Kaiser Sigmund zu huldigen. Der Kaiser hätte ihn geru mit den Waffen in der Hand zur Pflicht zurückgeführt, aber er fand nirgends im Reiche Unterstützung, um den ungekündigten Krieg auch wirklich führen zu können.

Es war schon jetzt klar, daß auf diesem Wege eine große Gefahr für Deutschland lag. Bereits Herzog Philipp dachte daran, seine Besitzungen zu einem Königreiche erheben zu lassen. Zu diesem Zwecke trat er mit Kaiser Friderich III. in Verbindung: dieser sollte das zu schaffende souveräne Königreich Burgund noch mit (Ober-) Lotharingen, Bar (das übrigens von der Krone Frankreich zu Lehen ging), Füllich, Kleve, Berg u. s. f. als lehenspflichtigen Gebieten erhöhen, also Altlotharingen, wie es aus dem Vertrage von Verdun hervorgegangen war, sollte unter einem neuen Namen und in voller Unabhängigkeit wiederhergestellt werden, das deutsche Reich auf

einen Theil seiner schönsten Gebiete für immer verzichten und als Gegengabe die Ehre annehmen, daß eine Prinzessin des habsburgischen Hauses dem burgundischen Erbherzog vermählt werde. Dieser Plan ist nun allerdings beim Entwurfe stehen geblieben: die Gegengabe für das Reich war doch gar zu gering; aber auch so bleibt er merkwürdig genug als Zeugniß dessen, was man schon damals dem deutschen Reiche bieten zu dürfen glaubte.

Philipp's Sohn und Nachfolger, Karl der Kühne, ist aber auf den Gedanken seines Vaters zurückgegangen und war fest entschlossen, ihn um jeden Preis und im weitesten Umfange zu verwirklichen. Zu diesem Zwecke ging er vor Allem darauf aus, das ganze Gebiet Altlotharingens in seine Gewalt zu bekommen. Jemand welche Rücksichten auf das deutsche Reich, dessen Interessen ihm bei diesem Beginnen doch überall in den Weg traten, glaubte er nicht nehmen zu müssen. Er kannte seinen Mann: ein Kaiser wie Friderich III. konnte ihm allerdings unmöglich imponiren, und überdies und für alle Fälle war er der Meinung, in seinem einzigen Kinde, seiner Erbtöchter Marie, ein Zaubermittel zu besitzen, mit dem der etwa erwachende Unmuth des Kaisers leicht zu beschwichtigen sei. So warf er sich in der gewaltthätigsten Weise zum Schutzherrn des Bisthums Lüttich auf, nachdem er an der gegen ihren Bischof aufgestandenen Stadt ein fürchtbares Beispiel statuiert hatte. So brachte er die Grafschaften Geldern und Zutphen an sich. Vom Herzog Sigmund von Tyrol ließ er sich die sogenannten vorderösterreichischen Lande verpfänden: nämlich die Grafschaft Pfirt, den Sundgau, die Landgrafschaft Oberelsaß, die Waldstädte Rheinfelden, Sickingen, Lausenburg, Waldshut. Die Pfandsumme war so hoch, daß kaum daran zu denken war, daß der verschwenderische Habsburger je wieder im Stande sein würde, das Pfand einzulösen. Karl war auch entschlossen, diese Landschaften nicht wieder herauszugeben, und setzte dort einen Statthalter ein, der sie mit eiserner Ruthe an die neue Herrschaft gewöhnen sollte. Dann dachte er an die Königskrone, die seiner Macht die Weihe der Unabhängigkeit verleihen und zugleich die Erweiterung bringen sollte, wie sie bereits sein Vater geplant hatte. Der Gegenpreis, den er dem deutschen Kaiser bot, war seine Erbtöchter Marie für den Erzherzog Maximilian, eine Versicherung fürwahr, welcher ein Fürst wie Friderich, sollte man meinen, nicht widerstehen konnte. Aber die Kurfürsten, deren

Zustimmung der Herzog verlangte und die auf die Dauer nicht wohl zu umgehen war, widerstrebten aus naheliegenden Gründen, und so zerschlug sich die Unterhandlung. Und nun, über diese Enttäuschung hoch erbittert, ließ der stolze Herzog die letzte Rücksicht auf das Reich fallen. Er legte den oberrheinischen Pfandschaften ein unerträgliches Joch auf und überzog das Erzstift Köln, wo in Folge eines Wahlstreites eine Partei seine Hilfe angerufen hatte, mit einem gewaltigen Heere. Nun endlich riß auch die deutsche Langmuth: man versah sich von seinem maßlosen Ehrgeiz das Schlimmste, und es wurde der Reichskrieg gegen den gewaltthätigen Friedensbrecher erklärt. Alles erhob sich gegen ihn, weil sich Alles vor ihm fürchtete. Die verpfändeten und so hart gedrückten vorderösterreichischen Lande standen auf und schüttelten das lastende Joch ab. Die Eidgenossen und der Herzog von Votharingen, den Karl stets bedroht hatte, waren ihm, der eigenen Selbsterhaltung zu Liebe, zu Hilfe gekommen. Ein deutsches Reichsheer stand ihm am Niederrhein gegenüber, er schien verloren zu sein. Jedoch es kam anders. In Folge geheimer Unterhandlungen gab der Kaiser dem bedrängten Burgunder den Frieden, den dieser mit der Verlobung seiner Erbtochter mit Maximilian von Oesterreich bezahlte. Das deutsche Reich, dessen wohlverstandenes Interesse die Fortsetzung des Krieges verlangte, ging leer aus, dagegen das Haus Habsburg gewann. Der Kaiser scheint in jenem Frieden dem Herzog im Stillen auch die Eidgenossen und den Herzog von Votharingen preisgegeben zu haben. Rasch dürstend wendete sich Karl sofort gegen Beide: jedoch, wie bekannt, hat er im Kampfe mit ihnen in drei furchtbaren Schlachten sein Ende gefunden.

Nun entstand aber die Frage, wer in die burgundische Erbschaft eintreten sollte? Und mit dieser Frage tritt das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland wieder in unmittelbare Aktion. Bei der Natur dieser Erbschaft und ihrer Bestandtheile war das deutsche Interesse ganz besonders dabei betheiligt, und insofern fiel es mit dem Vortheile des habsburgischen Hauses zusammen, das in Folge der nun vollzogenen Vermählung Maximilians mit der Tochter Karl des Kühnen auf dessen gesammte Besitzungen ein Recht prätendirte. Die französische Politik hatte aber schon längst ihre Rechnung gemacht. Ihr Vertreter war König Ludwig XI., der berühmte Vollender der französischen Staatseinheit. Er hatte in Karl dem Kühnen den gefährlichsten

Gegner seiner Bestrebungen erkannt, und er in der That ist es auch, der das Meiste zu seinem Sturze beigetragen hat, ohne sich in einen unmitttelbaren Kampf mit ihm einzulassen. König Ludwig war nun fest entschlossen, seine Hand nicht bloß auf das Herzogthum Burgund, sondern auch auf die Freigrasschaft, auf Artois und einen Theil von Flandern zu legen. Er hat sich auch wirklich dieser Länder gewaltsam bemächtigt, denn nicht für das Haus Habsburg oder, was sich dieses Mal bis auf einen gewissen Grad deckte, das deutsche Reich wollte er die Virtuosität seiner Intrigue Jahre lang entwickelt haben. Es kam darüber zum förmlichen Kriege zwischen ihm und Maximilian, dessen Vermählung mit Marie von Burgund Ludwig allerdings vergeblich zu vereiteln versucht hat. Dieser Krieg, durch Waffenstillstände und einen Friedensschluß unterbrochen, pflanzte sich in die Zeit Karls VIII., des Nachfolgers König Ludwigs, hinüber und endete damit, daß die Freigrasschaft Burgund, sowie Flandern und Artois Maximilian endgültig verblieben. So waren die niederländischen Provinzen aus der burgundischen Erbschaft für Deutschland oder doch wenigstens vor Frankreich errettet und ihnen zugleich eine schützende Grenzlinie gesichert. Nicht mehr als billig war es, daß das Herzogthum Burgund an die französische Krone zurückgekehrt ist; die Habsburger haben sich zwar auch später noch ihrer Ansprüche auf dasselbe erinnert, ein deutsches Interesse war aber nicht daran geknüpft. Unter König Ludwig XI. ging zugleich die Provence unmitttelbar an die Krone Frankreich über: auch sie, der Theorie nach immer noch ein deutsches Reichslehen, wie Arrelat und die Dauphiné; wie die Dinge lagen, war es jedoch kaum mehr ein fühlbarer Verlust zu nennen, daß diese Gebiete thatsächlich bereits für das deutsche Reich als verloren betrachtet und behandelt wurden. Hätten wir nur Alles das, was nicht bloß nach dem historischen Recht, sondern nach seinem nationalen Wesen zu uns gehörte, zu schützen und zu behalten vermocht!

In der nächsten Zeit kleidete sich das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich zum größeren Theile in den rivalisirenden Wettstreit der Valois und Bourbons mit den Habsburgern ein. Das Haus Habsburg nahm durch die burgundische Erbschaft und durch seine vorbereitete Machterweiterung im Osten Europa's in der Zeit Kaiser Mar' I. allerdings eine gewaltige Stellung ein. Hätte es verstanden, dieselbe mit den Interessen des deutschen Reiches zu iden-

tificiren, so würde es Frankreich schwer geworden sein, aus der jüngst erlittenen Niederlage — denn das war der Austrag des burgundischen Handels für dasselbe gewesen — so schnell wieder heranzutreten. Der französische Eroberungstrieb ruhte nicht. Jetzt warf er sich auf Italien und suchte auf Kosten der Autorität des deutschen Reiches in Mailand und Neapel Fuß zu fassen. Die französischen Publicisten griffen auf die nie erstorbenen Uebersetzungen der Ansprüche Frankreichs auf das linke Rheinufer zurück. Auch in Deutschland wurde diese Frage verhandelt. Wimpfeling und Murner — Beide aus der deutschen Literaturgeschichte bekannt, der erste einer unserer verdientesten und patriotisch gesinntesten Humanisten — stritten sich über die Frage, ob das Elsaß jemals zu Gallien gehört habe. Wimpfeling wollte mit der Verneinung dieser Frage den Präensionen Frankreichs entgegenreten, wie sie namentlich im Jahre 1444 erhoben worden waren; er war auch ängstlich über die Gesinnung des Straßburger Rathes, in dessen Reihen er Hinneigung zu Frankreich, Erkaltung für Deutschland zu erblicken glaubte. Daß die Ausdehnung des alten Galliens für die Grenzverhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich in keiner Weise maßgebend sein könnte, diese Erwägung, die der Patriotismus und die geschichtliche Betrachtung voranstellen mußten, machte Wimpfeling nicht. Der Streit, der indeß principiell auf einem Mißverständnis und einer falschen Fragestellung beruhte, hat übrigens damals Aufsehen gemacht und selbst Kaiser Max' I. Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er hielt die Ansicht Murners, daß das Elsaß schon zur Zeit des Kaisers Augustus zu Gallien gehört habe — die, so wenig sie auch entscheiden konnte, in der That begründeter war — für höchst gefährlich und veranlaßte bei seinem Aufenthalte zu Straßburg (1501) den Rath, die bezügliche Schrift zu confisciren. Schade nur, daß die betreffenden Ansprüche und Absichten der französischen Politik nicht ebenfalls durch Confiskationen sich zurückweisen ließen, und schlimm genug, wenn eintretenden Falles das Reichsoberhaupt keine schneidigeren Waffen dagegen in das Feld zu führen vermochte!

2. Für die Stellung Frankreichs zu Deutschland ist der Tod Kaiser Maximilians von besonderer Wichtigkeit geworden, und dieses selbst ist damals am Scheidewege gestanden. Man weiß, um was es sich gehandelt hat: um die neue Kaiserwahl. Es zeigte sich bald, daß, was das einzig Wünschenswerthe und Zweckmäßige

gewesen wäre, die Erhebung eines eingeborenen und wirklich deutschen Fürsten nicht möglich sei, und so blieben nur zwei Bewerber übrig, König Karl von Spanien, Maximilians Enkelsohn, und König Franz I. von Frankreich. Es ist kein Zweifel, daß dieser bitteren Alternative gegenüber das Interesse der deutschen Nation auf Seiten Karls stand; aber nicht minder gewiß ist, daß eine Zeit lang die Ansichten Franz' I. sehr günstig standen. Es war freilich deutlich genug, was Deutschland in diesem Falle zu erwarten hatte, aber es gab damals eine antiösterreichische, oder, wenn man will, eine französische Partei im Reiche, und König Franz ließ es nun an Anstrengungen und Kostenaufwand nicht fehlen, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Auf mehrere Kurfürsten glaubte er rechnen zu dürfen; die rheinischen fürchteten überdies seine Rache wenn sie sich ihm widersetzen würden. Selbst einen Mann wie Franz von Sickingen meinte er gewinnen zu können. Bezeichnend ist auch die durch die Wahlagitation veranlaßte Correspondenz des Königs Franz mit dem Rathe von Straßburg. Die Parteigänger Kaiser Karls hatten demnach u. a. verbreitet, der französische König habe sich besonders tief mit dem Segnern der Reichsstädte eingelassen und ihnen Mittel zum Kampfe geliefert. Um dieses Gerücht zu widerlegen, wendete sich Franz an den Rath von Straßburg mit der Versicherung, daß ihm etwas der Art niemals in den Sinn gekommen sei, und berief sich — wie zur Bestätigung seiner Worte — zugleich auf die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen Frankreich von jeher zu dem Reiche gestanden habe; ja er fügte die Versicherung hinzu, wenn unter den gegebenen Umständen ein Krieg nothwendig sei, so würde er viel lieber zu Gunsten der Städte und des Reiches, als für sonst Jemanden die Waffen ergreifen! Straßburg hat er überhaupt nicht mehr aus den Augen gelassen und in seinen Kämpfen mit Kaiser Karl V. mit den einschmeichelndsten Wendungen die Stadt gegen den Kaiser zu verstimmen versucht.

In den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I. wurden nun allerdings nicht bloß deutsche Interessen angegriffen und verfolgt, jedoch war die Lage der Dinge einmal so geartet, daß der Kaiser überhaupt nicht und nirgends angegriffen werden konnte, ohne daß das Reich, ohne daß Deutschland in Mitleidenheit gezogen wurde. Mailand und Genua waren deutsche Reichsstammesländer, und wie erschüttert auch die Grundlage dieser Herrschaft sein mochte,

es war eine Beleidigung in das Angesicht der Nation, wenn der König von Frankreich sie nicht bloß mit Waffengewalt an sich riß, sondern sich zugleich weigerte, dem Kaiser dafür auch nur zu huldbigen. In diesem Zusammenhange hat sich Karl V. daran erinnert, daß die Provence und die Dauphiné von Rechts wegen gleichfalls nach wie vor deutsche Reichslehen seien und daß der Erzbischof von Trier nicht zufällig und noch immer den Titel eines Kanzlers von Arrelat führe. Die Spaltung, die die reformatorische Bewegung in die Mitte unserer Nation trug und deren Zerrissenheit vollendete, ist bekanntlich von Frankreich systematisch und in der umfassendsten Weise ausgebeutet worden. Ein arger Widerspruch war es freilich, daß, während die Protestanten in Frankreich im Interesse der Staatseinheit aufs grausamste und unmenschlichste verfolgt und bestraft wurden, der König von Frankreich in das engste Verhältniß zu der protestantischen Opposition in Deutschland trat, um dem Kaiser Schwierigkeiten zu erwecken. Und nicht minder war es ein arger Widerspruch, wenn das Oberhaupt von Frankreich, das sich nach der herkömmlichen heuchlerischen Höflichkeit den „ältesten Sohn der Kirche“ und den „allerchristlichsten König“ amtlich nennen ließ, gegen den Kaiser und das Reich den Türken hegte und mit ihm Bündnisse gegen jenen einging. Diese Wendung in der überlieferten völkerrechtlichen Praxis des christlichen Abendlandes, sie mochte noch so unvermeidlich sein, als man vorgegeben hat, sie stieß doch aus derselben unreinen Quelle, aus der in neuester Zeit die Verwendung von barbarischen Turfos und Kabhlen in europäischen Kriegen geflossen ist. Und so war es am Ende kein Widerspruch mehr, wenn der ritterliche Franz ein- oder gar zweimal einen Frieden feierlich beschwor mit dem ausgesprochenen Vorsatze, die Bedingungen desselben nicht zu halten. Uebrigens hat, wie man weiß, das Kriegsglück nicht immer auf Seiten des ritterlichen Königs gestanden; die Heere Karls V. sind einmal ziemlich bis in die Nähe von Paris vorgedrungen. An den Grenzen der Niederlande ist mit wechselndem Erfolge gekämpft worden. Im Jahre 1542 haben die Franzosen Luxemburg genommen, mußten es aber bald wieder an die Anstrengungen Kaiser Karls verlieren. Im Frieden von Crespy hat dann König Franz auf die französische Lehenshoheit über Flandern und Artois verzichtet. Die niederländischen Provinzen in ihrem ganzen Umfange waren von Karl V. schon erheblich früher organisiert und ihr Verhältniß

zum deutschen Reich, dem sie als „burgundischer Kreis“ angehörten, geregelt worden. Leider jedoch war diese Regelung der Art, daß ihre allmähliche Entfremdung und Loslösung von dem Reiche durch sie eingeleitet wurde. Ihren Ansprüchen auf Mailand haben die Franzosen allerdings zuletzt entsagen müssen, aber indem es für das Haus Habsburg wieder gewonnen war, ging es für das deutsche Reich gleichwohl der That nach verloren.

König Heinrich II., Nachfolger König Franz I., setzte die Politik seines Vaters gegen Deutschland und mit besonderem Erfolge fort. Ihm ist jener Streich gelungen, der in unsere Westgrenze die erste schwer empfundene und bis zur Stunde nicht wieder gut gemachte Lücke gerissen hat: Metz, Toul und Verdun sind bekanntlich sammt den betreffenden Gebieten von ihm verloren gegangen. Nun ist keine Frage, die Hauptschuld an diesem beklagenswerthen Vorgange trifft die Deutschen, oder die deutschen Fürsten, Moritz von Sachsen zc., nicht allein; die Hälfte davon trifft den Kaiser und seine Politik in der großen Frage der Epoche, d. h. der Kirchenreform. Der Kaiser hat dieser Frage gegenüber von vorne herein nicht die rechte Stellung gefunden, und gerade hieran zeigte es sich, was es heißen wollte, daß Deutschland im größten Momente seiner Geschichte kein Oberhaupt hatte, das aus der Mitte der Nation hervorgegangen war. Die Kirchenreform war nothwendig, war unvermeidlich geworden, und Diejenigen, die berufen gewesen wären, durch eigene Umkehr den Bruch zu verhindern, haben ihn wie absichtlich an sich heran kommen lassen. Der Kaiser hat zwar nie in Abrede gestellt, daß eine Kirchenreform unbedingt nöthig sei, aber zu mehr als halben Maßregeln hat er sich nie erhoben, und endlich gab ihm sein Amt, zumal nachdem die Dinge so weit gediehen waren, kein Recht, der deutschen Nation eine feste Norm des Glaubens aufzubringen und ihr die Linie vorzuschreiben, vor der die Kirchenreform Halt zu machen habe. Zudem er dieses aber that und die protestantische Partei, die sich seinen Zumuthungen widersetzte, mit dem Schwerte niederwarf, trieb er sie zur Verzweiflung, d. h. zu dem Entschlusse, die Unterstützung Frankreichs in der beabsichtigten Erhebung gegen den Kaiser durch Preisgebung der drei lotharingischen Bisthümer von Metz, Toul und Verdun, und überdies Cambray zu erkaufen. Nun waren zweideutige Verbindungen deutscher Fürsten mit dem Ausland, und im Besondern mit Frankreich, nichts Neues; schon

im 12. Jahrhundert, wie wir gehört haben, kamen solche vor und wiederholten sich seitdem bei verschiedenen Gelegenheiten; und seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts hatte sich der Verkehr deutscher Fürsten und der Herren vom Adel und der Ritterschaft in bedeutlichem und unwaterländischem Grade gesteigert — in diesen Kreisen ließ die nationale Gesinnung doch sehr viel zu wünschen übrig —: jedoch ein solches Zugeständniß an den stets Ränke spinnenden und Böses sinnenden Nachbarstaat war unbedingt neu und unerhört. Es war ein schimpflicher Verrath, an dem durch die Erwägung leider nichts geändert wird, daß der Kaiser, das Oberhaupt des Reiches, durch sein gewaltthätiges Beginnen in Sachen der Religion die protestantischen Fürsten dazu getrieben hat; ein Verrath, der aber durch den Muthstand eine Steigerung erfuhr, daß dem französischen König, versteht sich auf sein Verlangen, zugleich versprochen wurde, daß er bei der nächsten Wahl, wenn er es wünsche, selbst zur Würde eines Oberhauptes im Reich erhoben werden solle. In dem die Fürsten (am 5. Oktober 1551) jenen Vertrag mit König Heinrich II. von Frankreich schlossen, meinten sie freilich nicht, damit die genannten Gebiete dem deutschen Reiche dauernd zu entfremden; König Heinrich sollte, wie es lautete, sie ja nur temporär und als Reichsvikar besetzen und innehaben, und die Rechte des Reiches waren in dem Vertrage ausdrücklich vorbehalten. Indeß hätten die Herren bei ruhiger Erwägung sich wohl sagen können, was das Ende der unseligen Abmachung sein würde.

Wenn nun die Schuld an dem Verluste dieser durch ihre Lage doppelt wichtigen Reichslände der deutschen Fürstenopposition in erster und dem Kaiser in zweiter Linie unverkennbar zukommt, so bleibt das Verfahren, das Frankreich in diesem Falle vorgeschlagen hat, darum nicht weniger treulos, rechtlos und empörend. Es braucht wohl nicht ausdrücklich angeführt zu werden, daß König Heinrich II. jene Bedingung als Preis der von ihm gewünschten Hülfe selbst gestellt hat: der Lieblingsgedanke der französischen Politik, den man Jahrhunderte lang im Herzen und auf der Zunge getragen hatte, er war jetzt seiner Verwirklichung nahe. Die Parole, die der französische König ausgab, indem er zur Ausführung schritt, ist bekannt: „die Errettung der deutschen Freiheit“ war es, für die er angeblich das Schwert zog. Man muß das Manifest des Königs an die deutsche Nation, mit dem er den Krieg als „vindex

libertatis germanicae“ eröffnete und das noch dazu in deutscher Sprache abgefaßt ist, lesen, um sich von der schamlosen und übermüthigen Heuchelei dieser Sprache einen vollständigen Begriff zu machen. In Deutschland erschraf man bei dieser Ankündigung, und nicht am wenigsten auf der Seite, der Hülfe gebracht werden sollte. Ein Mann wie Melancthon warnte den Kurfürsten Moritz mit den eindringlichsten Worten, — jedoch es war zu spät. Im März 1552 brach der französische König in Lotharingen ein. Und wohin seine Gedanken zielten, enthüllte sich sofort. Auf das ganze Lotharingen hatte er es bereits abgesehen, auch auf das Herzogthum, das noch immer ein deutsches Fürstenthum war. Wirklich bemächtigte er sich, wenn auch vorläufig nur vorübergehend, unter den elendesten Vorwänden desselben, führte den minderjährigen Herzog nach Paris und legte in die Hauptstadt Mainz eine französische Besatzung. Was die Besetzung der drei Bisthümer anlangt, so sahen sich Tull und Verdun, schutzlos wie sie waren, nicht in der Lage, Widerstand zu leisten; sie unterwarfen sich der Uebermacht. Weniger leicht drohte es mit Metz, der freien Stadt des deutschen Reichs, zu werden. Sie war mehr als gewöhnlich fest, mit Gewalt ihr nicht beizukommen, zur Unterwerfung nicht geneigt. So wurden denn, um gleichwohl zum Ziele zu kommen, alle die Künste der Doppelzüngigkeit, der List, der Täuschung, der Lüge, der Bestechung, die bereits seit längerer Zeit die französische Politik zur Virtuosität entwickelt hatte, der Reihe nach und mit Erfolg in Bewegung gesetzt. Nicht unerhebliche Dienste leistete hierbei der Kardinalbischof von Metz, als solcher Fürst des deutschen Reichs, bereit, die Stadt gegen schänden Judaslohn an den Bedränger zu verrathen. Diese Mittel führten zum Ziele: Metz wurde überlistet, der Zutritt für das französische Heer erschlichen und mit Gewalt und Frevelthaten behauptet. An die Stelle der beiden Kaiserssäulen mit dem Reichsadler trat ein Triumphbogen für den einziehenden Vikar und Protektor“ des deutschen Reichs. Metz war von nun an eine französische Stadt und ihre Selbständigkeit und Freiheit vernichtet. So hatte der französische König jenen unseligen Vertrag mit der deutschen Opposition ausgelegt: verbundene Thoren, die ein Anderes erwartet hatten.

Nach diesem Erfolge meinte König Heinrich II., sofort weiter gehen und am liebsten das ganze linke Rheinufer befreien zu sollen. Die Theorie der „natürlichen Grenzen“ spukte, wie wir wissen, ja nicht erst seit gestern in den

Köpfen der Franzosen. Auf das Elsaß und dessen Capitale Straßburg war es wenigstens zunächst abgesehen. An „glorreichen Spuren der Väter“ fehlte es ja nicht: der Dauphin Ludwig hatte sie vor hundert Jahren eingezeichnet. So brach Heinrich dem wirklich mit einem Heere dahin auf, in der Absicht, Straßburg wie Metz zu überlisten und zu überrumpeln. Selbstverständlich auch dieses im Namen der „deutschen Freiheit“. Indes hatten die Straßburger von dem Schicksale von Metz doch etwas gelernt; auch war im Elsaß überhaupt die Stimmung entschieden gegen Frankreich. — Die Thore der Stadt blieben trotz aller ausgetobenen Künste dem Verjücker verschlossen. Und als dann die Nachricht kam, daß Moritz von Sachsen im Begriffe sei, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, findet es der König für am gerathensten, sein Heer nach Frankreich zurückzuführen und die weiteren Pläne zu verlagern. Die Franzosen mußten sich für dieses Mal mit der Genugthuung begnügen, „ihre Kasse im Rhein getränkt zu haben“. Dergleichen hatten die Unterhandlungen, die Heinrich vom Elsaß aus mit einer Anzahl westdeutscher Fürsten angeponnen hatte, um sie in eine Art von Bündniß unter seinem Schutze zu vereinigen, eine verbiente Abweisung erfahren. Und so ist nicht zu verkennen, daß die Vergewaltigung der lotharingischen Bisthümer zunächst die Gemüther in Deutschland gegen Frankreich gestimmt und umgestimmt hat. Der geführte Schlag war ja auch zu empfindlich, der Verlust zu peinlich. So kam es, daß, als ein französischer Gesandter sich zu den Friedensverhandlungen in Passau drängte, er zurückgewiesen wurde. Und es entsprach dann wiederum so ganz dem Charakter der französischen Politik, daß sie keine Anstrengungen scheute, das Zustandekommen des Augsburger Religionsfriedens zu verhindern. In Deutschland war es nun nicht die Meinung, jenen Raub für immer verloren zu geben. Cambrai, auf das sich die Abmachungen König Heinrichs mit den Fürsten ebenfalls erstreckt hatten, hat er ohnedem nicht nehmen können, und schon zwei Jahre nach der geschehenen Wegnahme erhob sich Kaiser Karl mit einem stattlichen Heere, um die geraubten Städte wieder zurückzuerobern. Indes, wie man weiß, an den Wällen von Metz scheiterten alle Anstrengungen des Herzogs von Alba: das kaiserliche Heer mußte zuletzt nach schweren Verlusten ohne Erfolg wieder abziehen. Und jetzt wurde Metz erst recht französisch. Das deutsche Reich ist zwar nichtsdestoweniger immer wieder

auf seine Rechte zurückgekommen, aber leider nur mit Worten, statt, wie es hier allein frommen konnte, mit Thaten. Man fand sogar einen Trost darin, daß die drei Bisthümer *de jure* noch zum Reiche gehörten, wenn sie Frankreich auch *de facto* inne habe. Gewisse Beziehungen zum deutschen Reich haben sich in der That noch bis in das nächste Jahrhundert erhalten. Die Bisthümer der drei entfremdeten Städte suchten noch beim Kaiser die Beilehnung mit dem weltlichen Gebiete nach, noch waren die Reichsadler in Metz angeschlagen; und der König von Frankreich begnügte sich noch mit dem Titel eines Protektors: aber der Sache nach war er der Herrscher, und man wußte die Gelegenheit herbeizuführen, auch jene letzte und schwache Erinnerung an die deutsche Herrschaft auszulöschen. Und was das Schlimmste war, der erste gelungene Raub erweckte das Verlangen nach Fortsetzung. Er war nur das erste Glied einer darauf folgenden langen Kette von Verabungen und Vergewaltigungen, die das concentrirte Frankreich über das gelähmte und gespaltene deutsche Reich in den kommenden Epochen verhängt hat. Es soll daher an dieser Stelle noch einmal hervorgehoben werden, es war keineswegs der Trieb, die durch nationale Verwandtschaft ihnen zugewandten Gebiete zu gewinnen, der die Franzosen zu diesem System der Verabung bestimmte: in diesem Falle hätten wenigstens die deutschen Grenzlande jenseits des Rheins vor ihrer Lüftertheit sicher bleiben müssen: es war vielmehr eine Politik der Eroberung, die sich unter die zweifelhafte Maske eines falschen antiquarischen Axioms und der willkürlichen Theorie von den natürlichen Grenzen versteckte, eine Politik, die mit dem wachsenden Absolutismus im Innern gleichen Schritt hielt und von den rühmlichen Eigenschaften der französischen Nation nicht beschworen werden konnte und in den guten wie schlechten Gaben derselben ihre Wurzeln hatte.

In dem nächsten Menschenalter nach dem Tode König Heinrichs II., in der Epoche der Religionsstreitigkeiten und der absterbenden Valois, ist von den Einwirkungen Frankreichs auf Deutschland weniger zu melden, eben weil der innere Gang der Dinge in Frankreich keine Muße ließ, sich gegen außen zu wenden. Es ist das die Zeit der Pariser Bluthochzeit, die in Deutschland auch am kaiserlichen Hofe (Max' II.) mit lauter Mißbilligung aufgenommen worden ist, das Seitenstück zu den Septembermorden der Revolution, beide ein entsetzliches Verbrechen,

das eine im Namen des falsch verstandenen Gottes, das andere im Namen der falsch verstandenen Freiheit begangen, beide nur auf dem Lavaboden des alten Galliens möglich. An häu-figen Beziehungen und regem Verkehr politischer Natur zwischen den beiden Reichen hat es indeß auch jetzt nicht gefehlt. Deutsche Fürsten, deutsche Heere vom Adel und der Ritterschaft gingen hin und her, und in den berühmten Religionskämpfen stehen deutsche Söldner auf beiden Seiten. Doch begegnet man bei dieser Gelegen-heit auch einmal der erfreulichen Thatsache, daß ein deutscher Fürst, der den Eugenotten ein Heer zuführte — der Pfalzgraf Johann Casimir war es —, als Preis seiner Hilfe für den Fall des Sieges die Zurückgabe der drei entfremdeten lotharingischen Bisthümer verlangte. Die Ein-mischungsversuche und Gelüste des französischen Hofes haben übrigens niemals völlig geruht: um ein Beispiel statt vieler anzuführen, ver-

weise ich nur auf die Geschichte der Grumbachi-schen Händel, die gerade hureichen, um die Hinneigung zu Frankreich, die in gewissen Kreisen des deutschen Reiches bestand, und die Geneigtheit Frankreichs, dieselbe zu unterhalten und nach Umständen sich derselben zu bedienen, auf das deutlichste beleuchten. Von den Kon-sulten der Spanischen und französischen Politik in dieser Epoche ist im Besonderen ein deutsches Reichsland mehrfach betroffen worden, nämlich die Niederlande. Zu den Unabhängigkeitskampf derselben hat Frankreich wenigstens mittelbar fühl-bar eingegriffen. Das deutsche Reich als solches wurde aber gleichwohl nur wenig davon berührt: jene Provinzen waren aus den Händen Karls V. ja an König Philipp von Spanien übergegangen und so in eine fremde Machtphäre gerückt, der gegenüber der noch bestehende formale Zusammen-hang allen Inhalt und aber auch alle Wirkung verlor. — Prof. Wegele.

H e t r o l o g.

Amari, Professor, Mitglied der zweiten italienischen Kammer, bekannt durch philologische und juridische Ar-beiten, † am 21. September in Palermo.

Barowski, Bischof aus Sitomir, welcher wegen Wider-stands gegen die Russifizierung des katholischen Gottesdienstes nach Perm verbannt wurde, † dajelbst Mitte August.

Brenten, Freiherr von und zu, zu Holtshausen, wrenßlicher Kammerherr, Landrath des Kreises Buren, Mitglied des Herrenhauses, längere Zeit im Reichstage Vertreter des Wahlkreises Baderborn-Büren-Wiedenbrück, † zu Baderborn zu Anfang der zweiten Oktoberwoche.

Cibrario, Ludwig, Graf, italienischer Staatsmann und Senator, ausgezeichnete Historiker, † in der Nacht zum 1. Oktober in Salo. Er war geboren 1802 in Turin, begleitete Karl Albert nach seiner Abdankung nach Portu-gal und war 1855 unter Cavour Minister.

Heinen, Franz, Direktor der Realschule in Düsseldorf, bevordert Pädagog, † dajelbst am 7. Oktober.

Lee, Robert Edmund, General der Konföderirten im nordamerikanischen Kriege, † nach Nachricht aus Mem-phis am 12. Oktober. Er war geboren 1808 in Virginien, zeichnete sich 1845 — 48 in dem Kriege gegen Mexiko aus und wurde 1852 Militärdirektor der Akademie zu Westpoint. 1861 trat er in das Heer der Konföderirten und erhielt 1862 den Oberbefehl. Er entwickelte großes kriegerisches Talent, mußte aber 1865 vor Grant die Waffen strecken.

N e u e B ü c h e r.

England, über parlamentarische Regierung in, von A. Todd. Deutsch von A. Kmann. 2. Bd. Berlin, Springer.

Europäischer Geschichtskalender 1869, von H. Schultzeß. Nordlingen, Beck.

Nach dem Kriege war er Präsident des Washington-Colleges zu Lexington. Vergl. „Snow, Lee and his generals“, 1867.

Forswald, Anton, Schützenhauptmann, 1809 Andreas Hofers Adjutant, mit diesem gefangen in Mantua, schwer erkrankt ins Spital gebracht, aus welchem er später ent-floh, † 107 Jahre alt am 14. September zu Pünzing. Seine Familie wurde mit dem Prädikat „von Scharfenegg“ in den Adelsstand erhoben; er lebte aber diese Ehre ab.

Westen, Karl, gefeierter Volksvertreter, † am 14. Oktober in Berlin im 51. Lebensjahre. Er war Stadt-gerichtsrath in Berlin, als er 1861 durch seine Prochüre „Was uns noch retten kann“ und durch das an diese sich knüpfende Duell mit dem General Manteuffel bekannt und populär wurde. In das Abgeordnetenhaus gewählt, war er einer der bedeutendsten Mitglieder der Fortschrittspartei, bis er 1866 an der Bildung der nationalliberalen Partei sich betheiligte. Auch dem Reichstag gehörte Westen an. Wegen seiner Reden im Abgeordnetenhanse in Untersuchung verwickelt, schied er 1868 aus dem Staatsdienst, um eine Privatstellung zu übernehmen. Er schrieb: „Schiller in sei-nem Verhältnis zur Wissenschaft“ (1863); „Machiavelli“ (1868).

Vangerow, Karl Adolf von, ausgezeichnete Rechts-gelehrter, † am 11. Oktober in Heidelberg. Er war geboren am 5. Juni 1808 zu Schiffelbach in Kurhessen, wurde 1833 Professor in Marburg und 1840 in Heidelberg, wo seine Vorlesungen über die Pandekten ganz besonders zur Frequenz der Universität beitrugen. Er schrieb ein sehr geschätztes Ver-hand der Pandekten und die Monographie Latini Juniani.

Gangöttinnen, drei, Walsburg, Verena und Gertrud, als Kirchenheilige, von E. L. Hochholz. Leipzig, Fr. Fleischer.

Kulturgeschichte der neuen Zeit, von D. Henne-Au-Regyn. 1. Bd. Leipzig, D. Wigand.

L i t e r a t u r.

Beiträge zur neuesten vergleichenden Sa-genforschung auf indogermanischem Gebiet. I. In einem der früheren Jahrgänge dieser Blätter

(Bd. III, S. 463 u. 590) ist die vergleichende Sprach-forschung im Allgemeinen sowie das Resultat der Forschungen auf dem Gebiet des indogerman-

nischen Sprachstammes im Besonderen kurz skizzirt worden. Wohl selten oder nie hat eine Wissenschaft in so kurzer Zeit einen so ungeahnten glänzenden Aufschwung genommen und so überraschende Erfolge erzielt, als gerade dieser Zweig der Linguistik, und immer zahlreicher wird die Menge Derer, die auf dieses Gebiet ihre ganze Lebensthätigkeit concentriren. Aber nicht bloß die rein sprachlichen und kulturhistorischen Ergründungen sind es, die von Tag zu Tag sich mehren; mit der genaueren Durchforschung speciell der Sprachen des Ostens werden auch für die vergleichende Literatur- und Sagenforschung immer neue Funde gemacht, und diese verdienen es wohl vor Allem, auch dem feinersehenden Laien von Zeit zu Zeit in verständlicher und fesselnder Form zugänglich gemacht zu werden. Bekanntlich hat Benfey in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der berühmten sanskritischen Märchensammlung „Pantischatantra“ schlagend nachgewiesen, daß fast der ganze unermeßliche Schatz von Märchen und Erzählungen (mit etwaiger Ausnahme der meist aus dem Occident stammenden Thiersabeln), die sich in den Literaturen der indogermanischen Völker finden, auf indische, im Buddhismus wurzelnde Urformen zurückführen lassen, die sich theils durch Uebersetzungen ins Persische und Arabische allmählich über die ganzen islamischen Reiche und von diesen aus über Europa verbreitet haben, theils mit der buddhistischen Literatur nach Osten und Norden und durch das Medium der Mongolen ebenfalls in den Occident gedungen sind. Ganz analoge Erscheinungen begegnen uns nun noch vielfach innerhalb dieser gewaltigen, anderthalb Welttheile umfassenden indogermanischen oder arischen Völkergruppe, deren gemeinsamen Ursitz einst das Hochland, westlich vom Gebirgszug des Belurtaï bis hinab zum kaspischen Meere bildete, und die mit Ausnahme der Lappen, Finnen und Magyaren noch jetzt alle europäischen Stämme insgesammt und unter den asiatischen die der Inder, Perser, Armenier und eine Reihe kleinerer, mit diesen in Verbindung stehender oder aus ihnen heraus entwickelter umfaßt. Wir möchten heute die Aufmerksamkeit der Leser vor Allem auf einen Zweig derselben richten, der verhältnißmäßig bis jetzt nur wenig bearbeitet und von den eigentlichen Orientalisten sehr stiefmütterlich behandelt ist, das Neupersische und dessen poetische, speciell epische Literatur. Seit des unvergleichlichen Rückerts meisterhafter Nachbildung von „Rustem und Suhrâb“, dieser weiter unten noch

genauer zu behandelnden Episode aus dem großen Heldengedichte des Firdâsi, sind in neuerer und neuester Zeit eigentlich nur zwei bedeutende Uebersetzer und Nachdichter für dieses Gebiet in Deutschland aufgetreten, Fr. A. von Schack und der jüngst verstorbene Professor Graf in Meissen. Und gerade dem Letzteren verdanken wir die erst zu Ende des vorigen Jahres in der Deutschen morgenländischen Zeitschrift veröffentlichte Analyse eines der bedeutendsten und interessantesten älteren persischen Epen, das hauptsächlich den Anstoß zu der vorliegenden vergleichenden literarhistorischen Skizze gegeben hat. In diesem nämlich, wie nicht minder in einer ganzen Reihe von größeren oder kleineren Epikoden aus den Werken der beiden größten Epiker Persiens, Firdâsi und Nisâmi, finden sich hinsichtlich der Motive so überraschende Anklänge an Stoffe aus der griechischen, romanischen und vor Allem der germanischen Sagenwelt, daß eine kurze Zusammenstellung und Beleuchtung derselben — so weit es bei dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft möglich — für jeden Literaturforscher wie Literaturfreund von größtem Interesse und Werth sein muß.

Bekanntlich bezieht sich die Menge ächt tragischer, für die Dichtkunst verwendbarer Konflikte gar nicht sehr hoch, und in den Literaturen aller bedeutenden Völker aus den verschiedensten Zeitepochen sehen wir daher gleiche Motive in mehr oder minder ähnlicher poetischer Ausföhrung wiederkehren, ohne daß wir dadurch jedes Mal zu der Schlußfolgerung berechtigt wären, der frühere Bearbeiter dieses oder jenes Stoffes habe auf den späteren mit zwingender Nothwendigkeit eingewirkt, oder es sei derselbe Vorwurf von den verschiedenen Dichtern aus einer und derselben Urquelle geschöpft und nur der eigenen Individualität gemäß mit der einen oder anderen abweichenden Modifikation gestaltet. „Gewisse Urtypen der Poesie“, bemerkt Schack in seiner Vorrede zu Firdâsi's Helden sagen sehr treffend, „wiederholen sich fort und fort in den Schöpfungen des Menschengewisses.“ Aber ganz etwas Anderes ist es denn doch hier in unserm Falle, wo diese zeitlich und örtlich weit von einander getrennten Bearbeitungen des gleichen Grundmotivs auch im Detail, sei es der äußeren Komposition, des Fortschrittes der Handlung, der Aufeinanderfolge der Scenen — sei es der Charakterzeichnung, der Seelenmalerei bei den einzelnen, handelnd eingeföhrten Personen, eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen, und wo sie zugleich unter Gliedern desselben Sprach-

stammes, unter Völkern also auftreten, die un- zweifelhaft in grauer vorhistorischer Urzeit ein einziges großes Gesamtvolk gebildet haben.

Die Verwandtschaft epischer Sagenstoffe Per- siens nun mit denen des Occidents tritt uns am auffälligsten gleich in dem größten und ge- waltigsten Dichterwerke des ganzen Orients ent- gegen, in dem „Schahname oder Königsbuche“ des persischen Dichters Firdüsi, das durch Mannich- faltigkeit des Stoffes sowohl wie durch Groß- artigkeit der ganzen Anlage und der einzelnen Heldenthaten, Reckenfahrten und Abenteuer unserem Nibelungenliede nicht nur ebenbürtig zur Seite tritt, sondern dasselbe noch bedeutend überragt und hinter den Homerischen Gesängen höchstens an Durchsichtigkeit und Klarheit, an eigentlicher Plastik zurücksteht, während es vor denselben die erschütternde tragische Kraft und Gewalt voraus hat. Gleich den Nibelungen bringt das große national-historische Epos der Perser, das Firdüsi's Dichtergenius im Laufe des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mit schöpferischer Phantasie und dem Aufgebot seiner ganzen Gestaltungskraft und seines immensen Darstellungstalentes aus alten Volksliedern und Volkssagen in die Form eines künstlerisch har- monischen, einheitlichen Ganzen gegossen, das reiche volle Leben, Denken und Fühlen eines gesammten Volkes in seiner ältesten, von der Fackel der Geschichte fast gar nicht beleuchteten Heldenzeit zum vollendetsten Ausdruck; und den innersten Kern dieser 60,000 Doppelverse um- fassenden Riesendichtung bilden keine erdich- teten Thatfachen, sondern historische Begeben- heiten, freilich nicht in der Weise, wie sie wirklich vor sich gegangen sind, sondern wie sie in der mündlichen Tradition sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch umgestaltet und um- geformt haben. Daneben hat wie alle großen Volksepen das persische auch die Eigenthümlich- keit, daß nicht um einen einzigen Helden, um eine einzige Begebenheit wie um ihren Mittel- punkt die Handlung sich dreht, sondern Personen an Personen, Ereignisse an Ereignisse sich orga- nisch reihen, die einen stets durch die zwingende Nothwendigkeit des allwaltenden, unvermeid- lichen Schicksals aus den anderen sich entwickelnd und fortgestaltend. Das ganze iranische Volk ist der Held dieses Epos, wie das deutsche im Nibelungenliede, und zusammengehalten wird die durch Jahrhunderte sich fortspinnende Handlung nur durch den einen Grundgedanken von dem unerbittlichen Kampfe des sonnigen Iran gegen das finstere, uebelberhüllte Turan, von dem

ewigen Ringen des Lichtes mit der Finsterniß, des Guten mit dem Bösen, des Ormuzd mit dem Ahriman, wie die alte Parsenreligion es lehrt.

Im deutschen wie im persischen Epos geht es fort und fort durch Schuld und Sünde zur Rache, und durch die Rache hindurch wieder zur Schuld. Diese innige Verwandtschaft beider läßt sich nur aus der feststehenden Thatsache einer Urgemeinschaft der indogermanischen Völker, einer Urheimat derselben, wie die vergleichende Sprachwissenschaft sie so unleugbar nachgewiesen hat, erklären, und mit Recht sagt daher Schaf in der oben erwähnten Vorrede: „Wie die Ge- stalten Firdüsi's aus den dümmenden Fernen der frühesten Vergangenheit zu uns herantreten, glauben wir bekannte Stimmen zu vernehmen, geliebte Züge zu erkennen, es ist, als sähen wir die großen Bilder unserer eigenen Sagenwelt tiefe, dunkle Schatten auf die sonnige Fläche von Iran werfen, als hörten wir zwischen dem feierlichen Rauschen der morgenländischen Palme das Brausen der nordischen Wasserfälle, Klänge, die wie aus einer älteren, verlorenen Heimat kommend ein Echo in unserer Seele wecken“.

Von diesen Klängen einer verlorenen Hei- mat nun, die theilweise freilich nur bloße, ab- geriffene Anklänge sind, theilweise aber auch zu vollstimmigen, mit unseren occidentalischen bis ins Kleinste hinein harmonirenden Akkorden und ganzen Tonsätzen anschwellen, mögen die folgenden Zeilen einige interessante Beispiele liefern. Gleich im Anfange des Schahname von Firdüsi be- gegnet uns eine Episode, die man, wie auch Schaf treffend bemerkt, als eine Art Faustsage der Urwelt ansehen könnte und die zugleich — wenigstens in einer Beziehung — Verwandt- schaft mit dem Mythos vom Minotaurus zeigt, in dem man mit Recht ein Sinnbild für den einst auf Kreta herrschenden Molochkultus ge- funden hat. Es ist das die Sage vom Tyrannen Sohak, der, ein arabischer Fürstensohn, sich in Folge seines Ehrgeizes und seiner unersättlichen Herrschbegierde dem bösen Geiste Iblis in die Arme wirft und von diesem alle Macht und Herrlichkeit der Welt zugesichert erhält. In der Gestalt eines schönen Jünglings tritt dieser als Koch in keine Dienste und sucht ihn durch Nähren mit Blut beherzt und kühn zu machen. Nach Ermordung seines Vaters vertreibt Sohak den iranischen König Dschemschid und herrscht über Iran zwei Jahrhunderte lang mit blutdürstiger Strenge, zum Schrecken der ganzen Menschheit. Aber der Fluch, den er durch sein Bündniß mit dem Teufel auf sich geladen, geht schon gleich

im Anfange seiner Herrscherlaufbahn dadurch furchtbar an ihm in Erfüllung, daß in Folge eines verderblichen Kusses des satanischen Iblis zwei schwarze Schlangen aus seinen Schultern hervorkamen, die er nun sein ganzes Leben hindurch mit sich schleppen und gleich dem Minotaurus mit Menschenopfern sättigen muß, nur mit dem Unterschiede, daß diese täglich ihre schauerliche Kost verlangen, während jenes kreischige Ungeheuer mit dem Menschenleibe und dem Stierhaupt doch nur alle neun Jahre den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen forderte. Und wie dieser blutige Zoll endlich den Theseus zur Befreiung Athens von der Gewalt des Königs Minos, d. h. der phöniciſchen Fremdherrschaft anstachelte, so erſieht auch in dem jungen Helden Feridün, einem Sproß aus Dikemichids, des von Sohak vertriebenen und später gräßlich hingerichteten Königs, Stamme der Rächer des beleidigten und in den Staub getretenen Vaterlandes, ein persischer Theseus schließt er mit Hülfe des getreuen Volkes das Joch des Tyrannen ab, und der gefangene Sohak wird im Berge Demawend an einen Felsen geschmiedet, wo er nach der Sage der Orientalen noch jetzt schmachtet.

Aber auch der edle Feridün, der „sonnengleiche, gewaltige, weißlockige und cypressenwuchsgestaltige“, dessen ganzes Thun edel und gerecht war, unter dessen weiser und gütiger Herrschaft eine Fülle von Segen sich über das ganze iranische Reich ergoß, bleibt nicht verschont von der Tücke des Schicksals, und zwei seiner eigenen Söhne sind es, die durch ihre aller Kindespflicht und Menschlichkeit Hohn sprechende Undankbarkeit das herbste Weh über ihn heraufbeschwören. Unwillkürlich werden wir bei dieser ergreifenden Erzählung an Shakespeares „König Lear“ erinnert, und wenn auch der Verlauf der Handlung nicht gerade eine besondere Uebereinstimmung mit der des genannten Dramas zeigt, so befindet sich doch einerseits in manchen feinen Zügen der Charakteristik eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit diesem und anderseits in der wahrhaft erschütternden Großartigkeit des Stoffes, der mit dem britischen das gemein hat, daß, wie Schaf es vortrefflich charakterisirt, „in beiden das Dasein bis zu seinen untersten Schichten aufgewühlt und das Leben in seiner äußersten Zerrüttung, welche die Pole der sittlichen Welt zu verrücken droht, dargestellt wird“. Dort wie hier erscheint das stärkste sittliche Band, das die Menschheit zusammenhält, das Familienband, die Pietät und Ehrfurcht der Kinder vor den

Eltern von frecher Willkür zerrissen, und wie im „Lear“ die Töchter, so sind es hier die Söhne, die dem eigenen Vater, dem eigenen Bruder den Krieg auf Tod und Leben erklären. Der Ausgang freilich ist insofern ein anderer, als hier nur die Brüder, die schuldigen sowohl wie der schuldlose, zu Grunde gehn, der Vater aber, wenn auch gebrochenen Herzens, siegreich den Kampf besteht. Selm und Tür, die beiden ältesten, herrschbegierigen und unerfättlichen Söhne Feridüns, fühlen sich bei der Reichsvertheilung ihrem jüngeren Bruder Fredsch gegenüber beinträchtigt und verlangen von ihrem Vater Verbannung desselben aus seinem Reiche, widrigenfalls sie gegen diesen wie gegen ihn selbst zum Schwerte zu greifen entschlossen sind. In edler Selbstaufopferung begibt sich Fredsch, um eine Versöhnung herbeizuführen, mit einem liebevollen Schreiben des Vaters zu diesen und erklärt sich bereit, freiwillig auf seinen Thron zu verzichten, wenn der Groll der Brüder dadurch beschwichtigt werde. Als Dank erntet er den Tod in der Blüthe seiner Jugend — die Schändlichen ermorden ihn, und damit hat die tragische Katastrophe begonnen. Als Feridün das Haupt seines schmählich hingepferteten Lieblingssohnes erblickt, da bricht er gleich dem alten Lear in der berühmten Scene auf der Heide bei Sturm und Ungewitter in einen Rache- und Verwünschungsschrei gegen seine entarteten Kinder aus, scheidet vom Himmel sengendes Feuer in ihre Herzen herab und Brand in ihre Eingeweide, daß selbst die wilden Thiere Mitleid fühlen, und richtet nur den einen gläubenden Wunsch an den allwaltenden Gott, daß er ihm das Leben erhalten möge, bis aus dem Stamme des Fredsch ein Rächer erſiehe. Und diese Bitte wird erhört; — Fredsch' Enkel vollzieht das Strafgericht an den Schuldigen, Feridün sieht den Mord seines jüngsten Sohnes gestthut, aber ach! mit dem Blut der beiden älteren, mit seinem eigenen, theuren Blut, und gramgebeugt und lebensmüde sinkt nur der Greis ins Grab mit den ergreifenden Worten:

„Mein Leben schwand, in Nacht verflucht mein Tag,
Weil Gram um jene Drei das Herz mir brach,
Um jene Söhne, die vor mir durch Mord
Und Rache hingsunken. So verdorrt
Die Jugend und so stöhnt sie hin ihr Blut,
Wenn sie nach Bösem strebt und Böses thut.
Nicht achteten die Söhne mein Gebot,
Undunkelt hat darum ihr Sein der Tod.“ —

Auch ein Liebespaar, wie Romeo und Julia, fehlt dem großen persischen Heldengedichte nicht, und die Geschichte von Säl und Rüdäbe ruft

manche Reminiscenzen an das hohe Lied der Liebe wach, das des großen Briten Genius in so unerreichbarer Vollendung geschaffen. Die ganze künstlerische Komposition des ersten Zusammentreffens der beiden Liebenden, die durch die glühenden Schilderungen Dritter für einander entbrannt sind, ihrer Wechselgespräche, ihres gegenseitigen Trenneschwurs bei süßem Kosen und Liebesgestülfter — in der äußeren Form wie im inneren Gedankengange erinnert sie lebhaft an die unvergleichliche Gartenscene und die nächtliche Zusammenkunft in Juliens Schlafgemach, nur daß die Stimmung des Bildes durch die Gluth und Farbenpracht des Orients noch eine entzündendere, berausendere geworden ist. Wie ächt mädchenhaft unschuldig und keusch erscheint die liebliche Rüdäbe — wie ächt männlich Säl, der schöne, reizbegabte Jüngling, gezeichnet! Auf ihres Daches Gipfel harret in verschwiegener Nacht die rosenwangige, dem vollmondüberstrahlten Cedernwipfel vergleichbare Schöne, und als er, der Ersehnte, sich genahet und mit ihr die ersten Liebesworte getauscht, da löst sie ihre nächtig-schwarzen Flechten und läßt sie zur Erde herab, um ihn an denselben zu sich herauf, an ihr leidenschaftlich klopfendes Herz zu ziehen. Er aber weist aus Zartgefühl und holder Scham dieses Aufstiegs zurück und schwingt sich an einer ihm von Sklaven gereichten Fangschnur empor auf die Terasse, wo ihn die Geliebte in glühender Umarmung empfängt und mit sich führt in ihr geschmücktes, ambrase- und moschusdurchduftetes Prunkgemach. Selige Stunden verbringen sie dort, bis sich die Welt im Morgenlichte erhellt, und beide, die Wimpern feucht durch den Schmerz der Trennung, zur Sonne sprechen:

„Nur einen Augenblick noch, nur noch einen,
O Ruhm der Welt — noch brauchst du nicht zu scheinen!“

Welch treffendes Seitenstück zu Juliens Verschwörung: „Hinab, du flammenbüßiges Gespann!“ — wie innig verwandt den stehenden Worten Frithjofs in Tegnés berühmtem Gedicht nach der Liebesnacht mit Ingeborg: „Spät komme heut mit deinem Schimmer — verschlaf dich, goldner Tagesstern!“ — Dieselbe verzweckungsvolle Sprache ferner, die Romeo dem frommen Vater Lorenzo gegenüber redet, prägt sich in Säl's Brief an seinen Vater aus, wenn er ihm den Fieberbrand seines Herzens, das Liebesweh seiner Brust in einsamer Nacht beim Schimmer der Sterne, das Meer von Qualen ausmalt, das in seiner Seele wogt, denn auch er und Rüdäbe sind ja Kinder feindlicher Eltern,

auch in ihnen ist aus dem verzehrenden Haß der Väter die verzehrende Leidenschaft ihrer Liebe hervorgegangen. Rüdäbe stammt aus Sohaks verfluchtem Geschlechte, darum herrscht ewiger Grimm und Zwiespalt zwischen ihrem Vater Mihrab und dem König von Iran, Säl's Oberherrn und Gebieter. Mihrab übrigens ist seiner ganzen Charakteranlage nach innigst dem Pösterer Capulet verwandt, und der Moment, wo er zuerst durch seine Gattin von der Liebe seiner Tochter zu Säl erfährt, sie in aufwallendem Zorne tödten will und sich durch gar keine Vorstellungen und Vernunftgründe in seinem Schmähen und Schelten stören läßt, bis ihn endlich der Anblick des reizenden Mädchens selbst etwas milder und nachsichtiger stimmt, liefert ein hübsches Pendant zu der bekannten Scene zwischen Capulet, seinem Weibe und Julia, wie er der Letzteren den Paris als Gemahl aufzudrängen sucht. Wie aber die persische Liebesepisode von vornherein weniger ernst und tragisch angelegt ist, so ist auch ihr Abschluß naturgemäß ein anderer als im britischen Drama. Die feindlichen Gegensätze werden versöhnt und Säl und Rüdäbe ein glückliches Paar. Beiläufig bemerkt, ist Shakespeare nicht der erste Dramatiker des Occidents, der diesen für das Abendland ursprünglich in einer italienischen Novelle vorliegenden Stoff auf die Bühne brachte. Schon der Italiener Grotto benutzte ihn in seiner Tragödie „La Hadriana“, und die genaueren Forschungen Kleius in seiner „Geschichte des Dramas“ beweisen uns, daß gerade in der Brautnachtszene bei beiden Dichtern die nämlichen poetischen Wendungen, fast mit denselben Worten, in höchst auffälliger Weise sich finden. Eine ähnliche, aber weit tragischere Liebe zwischen zwei Sprossen feindlicher Familien ist dann noch von einer großen Reihe persischer Dichter, am schönsten von Nisami, dem größten Romantiker Persiens, in dem Wüsten-drama von „Veita und Medschuan“ besungen, dessen Stoff andererseits wohl, in seinen Hauptzügen durch die Kreuzfahrer ins Abendland übertragen, die erste Anregung zu Ariost's „Rafael dem Roland“ gegeben hat, wenn auch in diesem, seiner ganzen ritterlichen Denk- und Sinnesart angemessen, sich die Raserei ganz anders manifestirt als in dem vor übergroßer Liebesleidenschaft zum Wahnsinn getriebenen Beduinenhelden des morgenländischen Epos.

Aus der Verbindung von Säl und Rüdäbe nun geht als Sproß der Haupteros des ganzen Schahnäme, Rustem hervor, der Starkleibige

genannt, der, wie alle sagenhaften Helden, Aeonen hindurch in ewiger Jugendkraft lebt, Jahrhunderte mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllt, ein Königsgelecht nach dem anderen kommen und vergehen sieht und jedem seiner angestammten Herrscher mit ächter Mannestreue zur Seite steht. Denn wie in unserem deutschen Nationalepos der unvergänglichen Treue der Stammesglieder gegen ihr Oberhaupt das schönste Denkmal gesetzt ist, so auch im persischen, und sein Held Rustem ist nun das getreue Seitenstück zu unserem Siegfried, ebenso wie zum griechischen Achill. Alle drei sind jugendlich reine Helden voll majestätischer Schönheit, die nach tauſend ruhmvollen Kämpfen endlich in der Blüthe ihres Lebens dem Verrath, der Hinterlist zum Opfer fallen, von menschenlicher Hand vernichtet werden, aber noch im Untergange an ihren Verderbern sich rächen, sei es, daß sie, wie Rustem, mit ersterbender Hand dem Feinde selbst den Tod bereiten, sei es, daß sich, wie bei Siegfried und Achill, über ihren Leichen ein verzweifelter Kampf entspinnt, der ganze Geschlechter in den Schlund des Verderbens mit sich reißt. Uralte, allen indogermanischen Stämmen eigene Mythen, die in die frühesten Naturzustände zurückzuführen, liegen jedenfalls diesen Stoffen und den Gestalten dieser Helden zum Grunde. Gleich Macduff wird der gewaltige Rustem aus dem Leib der Mutter geschnitten, zehn Ammen sind zum Säugen für ihn nöthig und schon mit acht Jahren ist er ein starker, unbezwinglicher Kämpfer. Wie unser deutscher Held nach der Erzählung Hagens im „Nibelungenliede“ und der genaueren Detaillirung der Sage im „Hürnen Siegfried“ den Drachen tödtet, flammenspeiende Ungeheuer, Riesen und Zwerge erlegt und den Nibelungenschatz erringt, so kämpft der Knabe Rustem mit dem wüthenden Elephanten, erstürmt das weiße Schloß aus dem Berge Sipend, an dem die Kraft aller seiner Vorfahren erlahmt ist, besteht hintereinander sieben Abenteuer mit Drachen, Zauberianen und Dämonen und rühmt mit Recht von sich:

„Was sind mir Löwe, Div und Elefant,
Was mir das blaue Meer, der Wüstenjand?
Und wenn mich tausend Feinde auch bekriegen,
Ich werde sie wie einen Mann besiegen.
Kurzweil ist mir der Kampf der Krokodile,
Die Tigerjagd dient mir zum Scherz und Spiele.“

Aber nach allen diesen Heldenthaten unterliegt er endlich doch dem hinterlistigen Anschlag seines türkischen Bruders, der ihn, wie Hagen den Siegfried, aufs Jagdgesilde lockt und ihn dort in eine mit scharfen Pfählen, Weilen, Schwer-

tern, Lanzen und spitzen Keilen angefüllte und geschickt verdeckte Grube hineinstürzen läßt. Zwar sinkt der Frevler durch einen Rachepeil Rustems tödtlich getroffen nieder, aber der strahlende Held ist für immer dahin, nicht mehr erlabt er sich an Fest und Schmaus, zieht nicht mehr zu Kampf und Streit ins Feld, spendet nicht mehr Geld und Schätze seinen getreuen Mannen. Auch er, der mit Stolz einst von sich gesagt:

„Ich siegte viel, doch wurde nie besiegt“,

ist vom unerbittlichen Schicksal dahingerafft und eine Beute des Todes geworden. — Ergänzt wird diese Gestalt des Liebingshelden der persischen Sage für unseren speciellen Vergleich mit Siegfried noch durch drei andere, ebenfalls bedeutame Reden, durch Rustems eigenen Sohn Suhrab, der, kecken, hochstrebenden Sinnes und starkbrüftig, schon mit drei Jahren Waffen führt, mit fünf Herz und Muth eines Löwen hat und mit zehn alle an Kampftüchtigkeit übertrifft, — ferner durch Stjawanusch, der, gleich schön an Körper wie an Seele, durch den Adel einer höheren göttlichen Natur verklärt ist und alle Herzen unwiderstehlich an sich zieht, — und endlich durch Isfendiär, den zweitgrößten Helden des persischen Epos, dessen begeistertem Drange ebenfalls kein Wagniß, kein Abenteuer zu schwer und gefährlich ist. Isfendiär theilt mit Siegfried die Eigenthümlichkeit, daß er durch Zauber am ganzen Körper gefeit und nur an einer Stelle verwundbar ist, nämlich an den Augen, wie jener zwischen den Schultern. Auch Isfendiär besteht sieben Abenteuer, und zwar auf dem Wege zur ehernen Festung, aus der er seine beiden vom turanischen König gefangenen Schwestern befreien will. Es ist das eine bedeutame Reminiscenz an den Drachenstein im „Hürnen Siegfried“, in welchem die von einem Drachen geraubte Kriemhild schmachtet. Gefahrvoll wie der Weg zu diesem ist er es auch zu der erwähnten Festung, denn Wölfe und Drachen, Löwen und Zauberinnen halten ihn besetzt, bald stürzt der Pfad in tiefe Schluchten, bald steigt er wieder jäh vom Meere auf, und Geier und Greise machen ihn unsicher, Frost, Schnee und Stürme erfüllen ihn und setzen dem fähnen Wanderer unüberwindliche Hindernisse entgegen. Aber Isfendiär überwindet sie alle, erschlägt die beiden grimmigen Wölfe mit Höckern, gewaltigen Hämmern gleich, elefantengleichen Zähnen und riesigen Raden, tödtet dann zwei wüthende Löwen, fährt auf einem Schwerterwagen gegen ein Drachenungethüm an, einen

Kindwurm, dem Blut aus den Augen quillt, Feuersbrunst aus dem Rachen schlägt und der Schlund gleich einer Bergeshöhle klast, erlegt eine listige Zauberin, die ihm, wie einst auch Rusem, in schöner, jugendlicher Gestalt mit verführerischen Reizen erscheint, bezwingt den Vogelriesen und gelangt so endlich, nachdem er noch einen fürchterlichen Schneesturm siegreich bestanden und einen meergleichen Strom mit untiefen, morastigen Ufern glücklich passirt, zu der ehernen Burg. Hoch bis zu den Wolken erhebt sich ihr Bau, unersteiglich von unten, wo Felsgeklüfte und Ströme sie abschließen, mit vielen Getreideselbden und Mühlen im Innern, so daß sie trotz der zahlreichen Menge ihrer erzumschienten Streiter hundert Jahre, ohne ausgehungert zu werden, einer Belagerung zu trotzen im Stande ist. Und doch dringt Issendiär, als Kaufmann verkleidet, in dieselbe hinein, tödtet den turanischen König, erhängt dessen Söhne und befreit seine Schwestern, die gleich unserer nordischen Gudrun — auch hier ist wieder ein wohl beachtenswerther Anklang an unsere Sagenwelt — lange Zeit von ihren Bedrückern zum niedersten Sklavendienst verdammt gewesen, baarfuß haben die Treppen auf- und ablaufen, wie Mägde Wassereimer schleppen und die gemeinste Arbeit verrichten müssen. So ergänzen sich denn die vier Helden des Schahnäme, Rusem, Suhrab, Sijawusch und Issendiär gegenseitig und liefern ein ziemlich getreues Spiegelbild unseres deutschen Siegfried, des nordischen Sigurd. Auch die mit diesem in unserer Sage wie in der nordischen Mythe unlöslich verbundene Brunhild, die der Held von Niederland zweimal dem König Gunther erkämpfen muß, einmal im ritterlichen Streit und dann in der Hochzeitsnacht, da ihr Neuvermählter zu schwach ist, die unbändige Jungfrau zu bezwingen, — auch sie tritt uns den Hauptzügen nach in der persischen Sage entgegen. Wie nämlich um unser großes nationales Epos sich eine Reihe kleinerer aus demselben Sagenkreise reiht, wie „Dmit“, „Hug- und Wolf-dietrich“, der „Rosengarten von Worms“, „König Laurin“ und andere mehr, so ist es auch mit dem Schahnäme der Fall, und zwar zählt man dort vorzugsweise sieben, zum Theil mit Firdäsi's Gedicht an Länge wetteifernde Epopöen, die an einzelne Helden desselben anknüpfen und deren Familienschicksale, sei es auf Grund wirklicher alter Ueberlieferungen, die Firdäsi nicht benutzt hat, sei es mit rein poetischer Fiktion weiter ausspinnen. Eins von diesen ist das

„Bänü = Guschäspnäme“, das die Schicksale einer Tochter Rusems, der Bänü = Guschäsp, schildert. Gleich einer Amazone geht sie auf die Jagd, kämpft mit Löwen, befreit gefangene Prinzen und wird endlich von ihrem Vater an einen der persischen Großen aus Zwang verheirathet, damit der gegenseitigen Eifersucht der Ritter, die sich alle um ihre Hand bewerben, ein Ziel gesetzt werde. Aber in der Brautnacht kehrt sie noch einmal ihre unbezwingliche Kampflust heraus, überwältigt ihren Gatten und fesselt ihn mit ihrem Gürtel, ganz wie Brunhild den Gunther, und erst dem starken Arme Rusems, der sich ins Mittel legt und mit ihr ringt, gelingt es, sie zu bezwingen und dem machtlosen Gatten zu seinem ehelichen Rechte zu verhelfen. Fortan ist ihre Kraft gebrochen und „auch sie nicht stärker, denn ein andres Weib“, wie es im Nibelungenliede bei dieser Gelegenheit heißt.

Eins der ältesten uns aufbewahrten Erzeugnisse deutscher Volkspoesie ist bekanntlich das „Hildebrandslied“, dessen Kern der Zweikampf Hildebrands, des alten Waffenmeisters Dietrichs von Bern, der nach dreißig in der Fremde verbrachten Jahren endlich in seine Heimat zurückkehrt, mit seinem allgemach ebenfalls zum Helden herangereiften Sohne Hadubrand bildet. Hadubrand tritt mit seinen Mannen dem Vater, dessen Person ihm unbekannt ist und den er längst als todt bereint, feindlich entgegen, und trotzdem dieser seinen Sohn, den er wohl erkennt, vom Kampf zurückzuhalten sucht, ihm sogar seine ganze Lebensgeschichte erzählt, will jener ihm doch keinen Glauben schenken und schilt ihn einen alten Hunnen, der ihn zu behörden sucht, um ihn dann desto sicherer zu tödten. Und so entspiant sich denn wirklich, da auch Hildebrands Kampflust durch dies Benehmen des Sohnes geweckt wird, ein erbitterter Streit zwischen ihnen, in welchem schließlich — wie eine spätere Umdichtung des Liedes durch den Volksänger Kaspar von der Hoen am Ende des 15. Jahrhunderts uns lehrt — der Vater den Sohn besiegt und dann mit ihm versöhnt zu der verlassenen Gattin und Mutter heimkehrt. Ganz denselben Stoff, nur mit viel größerer und erschütternderer Tragik, behandelt im Schahnäme die Geschichte von Rusem und seinem schon oben genannten Sohne Suhrab, die unser Rückert meisterhaft nachgebildet hat, und während das deutsche Gedicht gut und befriedigend abschließt, endet dieses persische, der ganzen tiefsten Anlage gemäß, mit dem Tode

des Sohnes. Zu der tiefen Wehmuth, die jeden Leser bei dieser herrlichen, mit allem Aufwand dichterischer Kunst komponirten Episode ergreifen muß, passen nun sehr treffend die allgemeinen Einleitungsworte Firdusi's, mit denen er diesen Abschnitt beginnt und die in der vortrefflichen Nachdichtung Schack's lauten:

„Der Hauch des Todes ist ein zehrend Feuer,
Er schonet nicht jung, noch alt — nichts, was dir theuer!
Und tröht die Jugend auf der Wangen Roth,
Ihr, wie dem Alter, droht derselbe Tod;
Bedrueten tönt allhier der Ruf: „brich auf!“
Stets spornet der Tod das Schicksalsroß zum Lauf.
So ward's durch ein gerechtes Loos verhängt,
Ein Thor, wer sich zu murren unterfängt!
Die Jugend und das Alter sind gleichviel,
Denn sie gelangen an dasselbe Ziel!“ —

Die Hauptumrisse der Erzählung des großen persischen Dichters sind nun folgende. Auf der Suche nach einem verloren gegangenen Pferde kommt Rustem in ein fremdes, turanisches Land, schließt dort einen Herzensbund mit der Königstochter Tahmine, verläßt sie aber bald darauf wieder und kehrt nach Fran zurück. Als der aus dieser Verbindung entsprossene Sohn Suhráb zu einem stattlichen Jüngling herangewachsen, treibt ihn die unbezwingliche Ruhmbegier, nach Fran zu ziehen, dort nach Vertreibung des Königs seinen Vater Rustem auf den Thron zu setzen, und dann kampfschauend nach Turan zurückzukehren, um auch dort den Herrscher zu stürzen und seine Mutter zur Königin zu erheben.

„Wo Rustem Vater ist und ich der Sohn,
Da bleibe keinem Fürsten sonst der Thron;
Denn wenn vereinigt Mond und Sonne funkeln,
So muß der Sterne Kronenschmuck erdunkeln!“

Mit stattlichem Heere rückt nun Suhráb, der da leuchtet wie die tagende Sonne, starkbrüstlig wie Löwen, und Bergen gleich an Wuchs ist, daß Alle neben ihm wie Zwerge erscheinen, vor dem, wenn er sein indisches Schwert erhebt, das Gebirge zu erzittern und die Erde zu erbeben beginnt, dessen Kampfruf den Donner überdröhnt und dessen Lanze mit ihrer tödtlichen Gewalt weit die Macht der Blitze überragt, zuerst gegen Frans Hauptstütze, das schon oben einmal erwähnte weiße Schloß, und nimmt dasselbe im Sturm ein. Der König von Fran schießt dem frechen Eindringling Rustem mit starker Heeresmacht entgegen, und beide, Vater und Sohn, treffen nun feindlich auf einander, ohne von ihrer Blutsverwandtschaft zu wissen. Denn mit wahrhaft tragischer Ironie hat der Dichter es verstanden, stets durch eine Schicksalsfügung oder auch durch eine Hinterlist der Mitbethei-

ligten die Erkennungsscene hinauszuschieben, bis es endlich zu spät ist. Zwar denkt Rustem gleich bei der ersten Schilderung von dem kühnen turanischen Knecht an seinen Sohn, kann aber doch nicht glauben, daß der Knabe schon so stark und kampfküchtig sei; zwar vermuthet auch Suhráb bei Rustems Anblick nach allen Zeichen seinen Vater in ihm, aber der gefangene Vogt des weißen Schloffes verheimlicht aus Furcht, der große Rustem könne durch diesen Fremdling überwältigt werden, ihm dessen Namen, und so kommt es, weil auch Rustem zu stolz oder zu ärgerlich ist, dem kranken Knaben, der ihn zum Zweikampf fordert und nach seinem Namen fragt, diesen zu nennen, zum ersten Waffengange zwischen beiden. Der Streit bleibt unentschieden, beide kehren in ihr Lager zurück, und wieder regt sich, noch mehr als zuvor, in Suhráb die Ahnung, er habe seinem Vater gegenübergestanden. Aber ein Abgesandter des turanischen Königs, der durch alle möglichen Listen es verhindern soll, daß beide sich erkennen, damit entweder Rustem durch des Sohnes Hand falle und Fran so heldenlos werde, oder Suhráb dem Vater erliege und dieser dann durch den Schmerz getödtet werde, redet dem Jüngling seine Vermuthung aus, und zum zweiten Male prallen die Helden aufeinander. Aufs Neue fragt Suhráb den Rustem nach seinem Namen und bittet ihn vom Kampfe abzulassen, damit er nicht gezwungen sei, ihn, einen solchen Knecht, zu tödten, aber zorn erfüllt ob dieser Drohung steht der Vater ihm keine Rede, und als er nun gar von dem Knaben zu Boden geworfen wird, entbrennt die Kampflust so gewaltig in ihm, daß er erbittert ringt mit seinem Gegner und endlich sein Schwert siegreich in Suhrábs, seines Sohnes Brust bohrt. Jammernd ruft dieser, während er zusammenbricht:

„Die Frucht der Mühen hab' ich nicht gesehn,
Ach! nicht des Vaters Angesicht gesehn!
Doch ob ein Fisch du schwämmest durch die Welle,
Ob durch den Himmel flößt mit Sternenschnelle,
Ob du dich bärgst in nächt'ge Finsternisse,
Ob deine Hand herab die Sonne risse,
Doch trifft dich meines Vaters Rache Schwert,
Wenn er, daß mich dein Arm erschlug, erfährt.
Der Großen wird, der Krieger Einer schon
Dem Rustem melden, daß du seinen Sohn,
Indeß er seinen Vater aufgesucht,
Zur Erde hinwarfst leblos und verrucht.“

Mit diesen Worten ist die unselige Binde von Rustems Augen gezogen, er erkennt in dem Erschlagenen den Sohn, wie dieser im Mörder den Vater, und die erschütternde Wehklage Rustems an Suhrábs Leiche sowie die Jam-

merreuse Tahminens, der unglücklichen Gattin und Mutter, beschließen diese ächt tragische Episode des Schahnäme, die zu dem Erhabensten

zählt, was jemals die Weltliteratur hervorgebracht.

Dr. Hermann Ethé.

N e k r o l o g .

Carlow, F., Professor, erster Oberlehrer am Berliner Gymnasium zum grauen Kloster, bekannt als Orientalist, namentlich als Kenner und Forscher des Hebräischen, † in Berlin am 3. Oktober.

Mérimée, Prosper, französischer Schriftsteller, geschickter Historiker und Novellist, † in der ersten Hälfte des October in Cannes. Er war geboren am 28. September

1803 in Paris, war erst Advokat, wurde 1834 Aufseher der historischen Denkmale Frankreichs und 1853 Senator. Er schrieb u. a.: „Histoire de Don Pedro I.“ (1848, deutsch 1852), „Etudes sur l'histoire romaine“ (2 Bde., Paris 1844), „Les faux Démétrius“ (1854). Seine Novellen erschienen in mehreren Sammlungen: „Mosaique“ (1833), „Contes et nouvelles“ (1846), „Nouvelles“ (1852).

K u n s t .

Zur musikalisch-biographischen Literatur. Die Söhne J. Seb. Bachs. Der Reihe literarischer Berichte, welche über biographische und sonstige Behandlung unserer großen Tonmeister ohne bestimmte Ordnung in diesen Blättern gegeben wurden, und deren letzter sich mit J. Seb. Bach beschäftigte*), fügen wir einige Notizen über die Söhne desselben bei, da sich auch ihnen neuerdings die Bemühung der Schriftsteller und Editoren mehrfach zugewendet hat.

Häufig ist die wichtige Stellung hervor gehoben worden, welche grade diesen Künstlern, wenn sie auch weder das Genie der größten Meister erreicht, noch Werke geschaffen haben, die in der Erinnerung der Nachwelt einen bleibenden Platz sich behauptet, in der Geschichte der musikalischen Kunst gebührt. Sie sind die Vermittler zweier Epochen: von der polyphonen Kunst, von dem strengen, in feste Formen ge baunten Style ihres großen Vaters leiten sie über zu der Herrschaft der Melodie, dem homophonen Style der Haydn-Mozart'schen Epoche, die, wenn auch an erhabener Würde jenen älteren Bestrebungen nicht gleichstehend, doch die Musik erst zu ihrer vollen Bedeutung bringen, sie zum freien, ungehemmten Ausdruck der ganzen menschlichen Empfindung machen konnte.

Diese Stellung in ihren einzelnen Fäden zu verfolgen, durch eingehende Erforschung des Entwicklungsgangs dieser und der ihnen gleichzeitigen Künstler, der Bildungsmomente, die sie außer der Schule des Vaters Bach in sich aufgenommen, des Einflusses, den sie wiederum direkt oder indirekt auf die Nachfolgenden geübt haben, ist jedenfalls eine der nothwendigsten und dankbarsten Aufgaben der Geschichte der Musik des

vorigen Jahrhunderts, und wir heißen jeden Beitrag willkommen, der in dieser Absicht dargebracht wird. Ein solcher ist das vor zwei Jahren erschienene Buch: Karl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach und deren Brüder, von K. G. Bitter (Berlin 1868). Indem der Verfasser mit diesem Werke sein vor längerer Zeit erschienenenes Buch über J. Seb. Bach gleichsam ergänzte und dasselbe nach ähnlichen Grundsätzen behandelte, hatte er, wie er in der Vorrede bemerkt, bei dem Mangel an Quellen diesmal mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, die es wohl verschuldet haben mögen, daß der Gewinn an neuen Thatfachen und Gesichtspunkten den Erwartungen, mit denen man ein Buch über eine so wichtige Zeit zur Hand nimmt, nicht völlig entspricht. Es ist nur als ein Anfang der Forschung über diese Männer zu betrachten, der durch das dargebotene Material und die Beurtheilung einzelner Hauptwerke derselben immerhin ein dankenswerther genannt werden kann, aber das Verlangene, einheitlich durchgearbeitete und abgerundete Charakterbilder und eine aus den Werken zu gewinnende bestimmte Anschauung ihrer künstlerischen Individualität zu erlangen, nur gesteigert hat.

Den größten Theil des Werkes — den gesammten ersten Band und einen Theil des zweiten — nimmt der nach Stellung und Einfluß wichtigste unter den Söhnen Bachs, Karl Philipp Emanuel, ein. Eine kurze Selbstbiographie Bachs hatte ehemals Burney in seiner musikalischen Reise durch Deutschland mitgetheilt; Briefe desselben waren in der Sammlung von Musikerbriefen von Nohl, andere in der „Allgemeinen Musik. Zeitung“ (1869) veröffentlicht; seine Werke hatte Gerber in seinem „Ton-

*) S. „Ergänzbl.“ V. Bd., S. 621.

künstlerlexikon“ verzeichnet, über seine künstlerische Wirksamkeit noch Licht in dem Buche für Freunde der Tonkunst (Bd. 1) gesprochen; nach allem diesem hatten Hilgenfeldt in dem Leben Bachs, Fétis in seinem Lexikon, kurz über Philipp Emanuel gehandelt. Diese Quellen und Anderes in gleichzeitigen gedruckten Berichten lag auch dem Verfasser als Material vor, welches in urkundlicher Weise zu vermehren diesmal nur in beschränkter Weise gelungen. Danach war Philipp Emanuel Bach am 14. März 1714 zu Weimar geboren als der dritte Sohn Sebastian Bachs aus erster Ehe. In seinem 10. Jahre stehend kam er mit den Eltern nach Leipzig, wo er an der Thomasschule seine Schulstudien mit gutem Erfolg beendete und hierauf zuerst in Leipzig, dann in Frankfurt a. d. O. Jurisprudenz studirte, während er im Klavierspiel und in der musikalischen Theorie den Unterricht seines Vaters genoß; sein Talent für Musik zeigte sich sehr früh, und das Ansehen seines Vaters verschaffte ihm bei Zeiten Gelegenheit, die vorzüglichsten Künstler kennen zu lernen und zu hören. Daß er nur durch zufällige Wendung seines Geschicks die Musik als Hauptberuf beibehalten habe, wie bisher angenommen wurde, nimmt der Verfasser nicht an, der vielmehr die Universitätsstudien nur als der Sitte der Zeit gemäß auf tiefere Lebensbildung gerichtet ansehen möchte; er hat indeß für diese Frage nur Wahrscheinlichkeitsgründe beigebracht, die keineswegs unbedingt überzeugend sind. In Frankfurt, wo Emanuel Bach bis 1738 verweilte, dirigierte er auch öffentliche Aufführungen und gab Klavierunterricht. Schon von seinem 17. Jahre an wurden Kompositionen von ihm veröffentlicht, und das Verzeichniß seiner noch in Leipzig (also bis etwa 1735) und in Frankfurt komponirten Werke enthält eine ansehnliche Reihe von Klavierkompositionen mit und ohne Begleitung, sowie von Stücken für verschiedene Instrumente; doch scheint er denselben später einen großen Werth nicht beigegeben zu haben. Im Jahre 1738 verließ er Frankfurt und begab sich nach Berlin; hier im Begriff, eine Reise mit einem jungen Rivländer zu machen, traf ihn der Ruf des preussischen Kronprinzen nach Ruppin, welcher vielleicht durch seine Kompositionen für Flöte auf ihn aufmerksam geworden war. Bei dem Regierungsantritte Friedrichs II. 1740 wurde Bach förmlich bei demselben angestellt, und erscheint in dem vom Verfasser aus dem geheimen Staatsarchiv mitgetheilten Besoldungsstatut unter den „neuen Kapellbedienten, so anno 1741 zugekommen“ mit einem Gehalte von 300

Thalern. Er hatte in den Privatkonzerten des Königs die Klavierbegleitung zu übernehmen, und seine Stellung bei dem Könige, der dem Flötenspieler mit Enthusiasmus oblag, war eine keineswegs leichte; sein künstlerisches Bewußtsein wurde durch manche Anforderungen auf die Probe gestellt, die im Laufe der Jahre verstimmend wirkten. Doch war neben dem Aufenthalte in der Umgebung des großen Königs das Wirken im Verein mit Männern wie Graun, Benda, Quantz u. a. bedeutungsvoll für ihn, wie er auch selbst Gelegenheit genug hatte, einen seiner künstlerischen Erziehung entsprechenden Einfluß auf den Geschmack auszuüben. Aus dem Geschmacke für den italienischen Opernstyl (Passe und Graun) und für das Gesangmäßige in der Musik, der unter dem Einflusse des Königs am Hofe wirksam war, erklärt es Bitter, daß Bach, die Schranken der Schule seines Vaters durchbrechend, die Strenge des Styls mit dem sinnlichen Wohlklange zu verschmelzen gesucht. Da aber auch hier nur der Vermuthung und der Wahrscheinlichkeit die Hauptbegründung anheimfällt, und namentlich ein so wichtiger Punkt nicht hinlänglich durch musikalische Untersuchung und Vergleichung ins Licht gesetzt wird, so ist die Frage nach der Entstehung seines Styls und den vielen Fäden der Entwicklung desselben eine offene geblieben; daß Berlin nicht ohne Einfluß auf seine Produktion bleiben konnte, ist gewiß. — Wenige Reisen abgerechnet, scheint die Berliner Zeit Bachs ziemlich gleichmäßig verlaufen zu sein; 1744 verheirathete er sich; 1747 fällt der Besuch seines Vaters; 1756 erhielt er Fäsch zum Gehülfen; mehrfache Veräufungen, die er ablehnte, brachten Erhöhungen seiner Besoldung mit sich. Seine Kompositionen in Berlin waren sehr zahlreich; Bitter verzeichnet sie ausführlich nach den Gattungen und innerhalb derselben chronologisch, gibt die Umstände ihrer Entstehung und Bestimmung, wo sie zu Konstatiren waren, an und bespricht einzelne derselben ausführlicher. Namentlich wird hier auf die charakteristische Eigenthümlichkeit seines Klavierstyls, den früheren gegenüber, hingewiesen, und die Vorzüge seiner Werke darzulegen versucht. Wenn gleich hier manches Belehrende gesagt wird und eine pietätvolle Verehrung zu dem Komponisten überall hervortritt, so ist doch als Mangel hervorzuheben, was auch bei der Biographie Seb. Bachs erinnert werden mußte, daß die Beurtheilung im Ganzen zu wenig vom musikalisch-technischen ausgeht, auch das historische Moment, d. h. das Verhältniß des Styls zu früheren und nach-

folgenden, in der Betrachtung zu wenig betont, sondern mehr den subjektiven Eindruck des Verfassers wiedergibt und die Stücke bezeichnet, welche schön, eindrucksvoll und auch heute noch wirksam sind, wodurch in mancher Beziehung Ueberschätzung, andererseits aber eine nicht scharfe Bezeichnung des grade Individuellen bewirkt wird. Bach war der Mittel und Formen seiner Kunst unbedingt Herr, hatte gebildeten Geschmack und richtiges Gefühl für das Wahre und Wirksame, und wußte recht wohl, daß eine Fortführung des polyphonen Stils seines Vaters nicht mehr an der Zeit sei; auch hatte er leichte und fließende Erfindung, wofür schon seine große Fruchtbarkeit Zeugniß ablegen könnte; doch fehlte ihm die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit und die hinreißende Kraft und Tiefe seines Vaters und wiederum seiner Nachfolger Haydn und Mozart, und das hängt mit dem Umstande zusammen, daß die Reflexion in seinem Schaffen einen so weitgreifenden Spielraum hatte. Ein Komponist, welcher seine Werke mit Vorreden und Einleitungen begleitet, welcher sie als Beispiele zu theoretischen Arbeiten gibt, welcher sich gar entschließt, sie ausführlich mit Worten zu kommentiren, wird immerhin auf seine Schüler und auch auf seine Zeit behrend wirken, aber kaum darüber hinaus etwas aus der Tiefe Geschöpftes, bleibend Wirkames hinterlassen. Diese Verschmelzung der Reflexion mit dem Schaffen und der darin begründete Einfluß auf den Styl bei Bach hätte mehr in den Vordergrund treten müssen; es wäre dies keineswegs zum Nachtheil seines Ruhmes als Künstler ausgefallen, da seine Reflexion durchweg eine ächt künstlerische und richtige ist; der Preis, der ihm als schaffendem Künstler gezollt wird, wäre dadurch in geeigneter Weise begrenzt worden.

Außer vielen Sonaten und anderen Instrumentalfachen, die zum Theil durch die neuen Ausgaben von Baumgart, Bülow u. a. wieder allgemein zugänglich gemacht worden, gehören in diese Zeit von Gesangskompositionen ein Magnificat (1749), ein Meisterstück polyphoner Schreibeart, eine Osterkantate (1756), einige weltliche Kantaten und eine Reihe weltlicher und geistlicher Lieder, unter welchen namentlich die nach Texten von Gellert (erschienen 1758) bekannt geworden sind; durch sie ist Bach, nach der Ansicht des Verfassers, Schöpfer des deutschen Liedes in seiner jetzigen Bedeutung geworden, wobei er namentlich das Streben, die Gesammtstimmung zum Ausdruck zu bringen, wie es Bach in der Vorrede ausspricht, im Auge

hat. Der Gegensatz, in welchen er die von Beethovens komponirten Gellert'schen Lieder als dramatische Gebilde zu jenen Bach'schen setzt (S. 152), wird kaum zugestanden werden können. Dann aber gehört in diese Zeit sein großes theoretisches Werk, der „Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen“, dessen erster Theil, der die gesammte Technik des Klavierspiels und eingreifende Rathschläge über den Vortrag enthält, 1753 erschien, während der zweite, mehr ein theoretisches Lehrbuch (vom Akkompagniren und der freien Phantasie handelnd), 1763 herauskam. Mit Interesse sieht man, welche großen Anforderungen die damalige Zeit an den Klavierpieler stellte, eine wie tiefe Durchsbildung sie von demselben verlangte, eine Durchsbildung, wie sie die heutigen Virtuosen nur zum kleinsten Theile erkennen lassen. Das Buch übte großen Einfluß; namentlich widmete ihm Haydn eingehendes Studium.

Bach's Lage in Berlin war eine äußerlich günstige; doch wird ihm von Gleichzeitigen der Vorwurf der Gewinnsucht gemacht. Die näheren Umstände seiner Uebersiedelung nach Hamburg waren nicht genau festzustellen; eine Verstimmung zwischen ihm und dem Könige scheint bereits länger bestanden zu haben, die ihn veranlaßte, 1767 den Ruf als Musikdirektor an der Michaeliskirche und Kantor des Johanneums zu Hamburg, als Nachfolger Telemanns, anzunehmen. Ueber die Art der letzteren Stellung gibt der Verfasser nähere Mittheilungen; außer dem Unterrichte hatte er auch gelegentlich Kompositionen zu liefern. Als Lehrer, Klavierpieler und Komponist lebte er in großem Ansehen, wengleich ihm die damaligen musikalischen Leistungen der Stadt nicht genügten; die Glanzperiode Hamburgs war damals vorüber. Er gab regelmäßige Konzerte, komponirte sehr eifrig, lebte in Verkehr mit geistig hervorragenden Männern Hamburgs, unter denen Klopstock zu nennen ist — man wünschte über diese Beziehungen sehr gern mehr zu hören —, und erhielt Besuche von Auswärtigen, von denen namentlich Burney sein häusliches Leben und sein freundliches, joviales Wesen anziehend schildert. Eine Anzahl interessanter Briefe Bachs aus dieser Periode veröffentlicht der Verfasser im Anhang nach den auf der Berliner Bibliothek befindlichen Originalen. Sehr zahlreich sind die hier entstandenen Werke; eine große Zahl von Klavierkompositionen mit und ohne Begleitung, unter denen die verschiedenen in dieser Zeit geordneten Sammlungen der „Sonaten für Kenner und Liebhaber“ zu erwähnen sind, die auch das Beste seiner früheren

Zeit enthielten; Vieles ist ungedruckt geblieben, worüber der Verfasser zum Theil berichtet. Dann folgen Orchesterfachen, darunter mehrere zum Theil auch neuerdings wieder aufgeführte Symphonien; endlich entwickelte er grade hier eine ausgebreitete Thätigkeit auf dem Gebiete der Kirchenmusik. Der Verfasser zählt die hieher gehörigen Arbeiten auf und charakterisirt sie zunächst im Allgemeinen; er findet, daß Bach auch in ihnen seine Richtung auf das Melodische, mit Verlassung des überlieferten Styls, zur Geltung gebracht, und im Ganzen nicht mit dem tiefen kirchlichen Ernst geschaffen habe. Man hätte wiederum gewünscht, daß der Verfasser die künstlerische Beurtheilung in den Vordergrund gestellt, und nicht, wie es leider auch in dem früheren Werke mehrfach der Fall ist, vorausgesetzte menschliche Anschauungen zur Erklärung des Styls zu Grunde gelegt hätte. Gewiß liegt der Grund, daß die meisten Kompositionen Bachs vergessen sind, in anderen Dingen, als darin, daß er das lyrische Element in die Kirchenmusik eingeführt, die Arie nach Analogie der Oper behandelt (S. 256) — warum soll das unkirchlich sein? was gibt den Maßstab zu einer solchen inneren Scheidung? ist vielleicht auch Sebastian Bachs Styl in den verschiedenen Gattungen ein verschiedener? und wenn der Verfasser dem Komponisten das Aufgeben des kontrapunktischen Styls in der Kirchenmusik zum Vorwurf macht, wo steht geschrieben, daß sich religiöse Empfindung nur so äußern kann? auf solchen Betrachtungen wird sich nie eine klare künstlerische Beurtheilung aufbauen lassen, wenn nicht die technisch-ästhetische Seite eingehend erforscht ist. Koncessionen an das Publikum mag Eman. Bach zeitweise gemacht haben, dies genügt aber nicht, eine nach Ansicht des Verfassers seine ganze bezügliche Thätigkeit durchdringende Richtung zu erklären, was nur auf einer genauen Erkenntniß der Natur seines Talentes geschehen kann. — Unter den kirchlichen Kompositionen ragt hervor das Heilig (1778); daneben sind zu nennen mehrere Passionen, Einführungs musiken, Choräle, drei große Oratorien, denen sich dann noch verschiedene weltliche Kantaten (darunter Klopstocks Morgen- gesang am Schöpfungstage) anschließen. Nach einem thätigen Leben von den Zeitgenossen als der bedeutendste Klavierspieler und einer der ersten Komponisten und Theoretiker anerkannt, starb Emanuel Bach am 14. Sept. 1788.

Durch das Bittersche Buch ist der Blick von Neuem auf diese wichtige Persönlichkeit hin-

gewendet worden, wie dies in anderer Hinsicht durch neue Ausgaben einzelner seiner Werke geschehen ist; unter ihnen nennen wir die von Baumgart neu herausgegebenen Sonaten für Kenner und Liebhaber (Baumgart hat auch in der „Allg. Mus. Ztg.“ mehrere Artikel über die Art der harmonischen Ausfüllung derselben veröffentlicht), zwei bei Nieter-Wiedermann edirte Sonaten für Klavier und Violine, eine neue Ausgabe der Gellert'schen Lieder von Widmann, neue Drucke einiger Symphonien u. a.

Den übrigen Theil des zweiten Bandes nehmen die Biographien der drei übrigen Söhne Sebastian Bachs ein; dieselben sollten nur skizzirt werden, und der Verfasser stellt aus gedruckten und vereinzelt urkundlichen Quellen das Wichtigste über sie zusammen und fügt sein Urtheil über ihren künstlerischen Werth bei. Johann Christoph Friedrich Bach, „der Bückeburger“, geboren 1732, studirte ebenfalls zuerst Jurisprudenz, dann Musik, und bekleidete bis an sein Lebensende die Stelle eines Konzertmeisters beim Grafen von Schaumburg-Lippe. Einige kurze, im Anhang mitgetheilte Aktenstücke beziehen sich auf dieses Verhältniß. Er war ein vorzüglicher Klavierspieler und komponirte Instrumental- und Vokalstücke verschiedener Art; unter den letzteren waren zwei Kantaten, „Juno“ (von Ramler) und „Die Amerikanerin“ (von Gerstenberg) ihrer Zeit namhaft. Ein Sammelwerk von Klaviersücken, „Musikalische Nebenstunden“, gab er 1786 heraus. Er folgte dem Style seines Bruders Emanuel, ohne demselben an Talent gleichzustehen. Für das Beste seiner Arbeiten hält der Verfasser die Melodien zu Münters geistlichen Liedern, aus denen er einige, freilich wenig bedeutende Proben mittheilt. Sein Sohn Wilhelm Bach, geboren 1759, war ebenfalls bedeutender Klavierspieler und trat auch als Komponist auf; anfangs in Minden lebend, wurde er durch Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, wo er 1845 in hohem Alter als letzter Nachkomme Sebastians gestorben ist.

Johann Christian Bach, „der Londoner“, steht in der Geschichte der Musik nicht in der günstigsten Meinung, und dies hat auch der Verfasser, der überlieferten Ansicht folgend, in der stärksten Weise ausgedrückt (er habe dem ehrlichen Namen der Familie einen Makel aufgedrückt, sein Talent leichtsinnig vergeudet), wobei es denn um so mehr zu bedauern ist, daß sein Urtheil nicht auf eine gründliche und selbständige Erforschung des Talentcs, der Entwicklung und der Werke dieses Mannes gebaut ist;

denn es ist zu fürchten, daß auch hier etwas die Subjektivität gewaltet und die individuelle Natur des Künstlers nicht richtig beurtheilt ist. Denn gefällig zu schreiben, der Mode nachzugeben, ist freilich nicht der höchste Beruf der Kunst, aber doch auch noch keine völlige Verleugnung derselben, da der Einfluß des Zeitgeschmacks und der Umgebung auf jeden seine Wirkung ausübt; und es war zu zeigen, daß das Talent dieses Bach so bedeutend war, um ihn zu befähigen, als Nachfolger Händels „den Mauren des Vaters in großen Tonwerken sühnende Opfer zu bringen“ (S. 143), und daß er wirklich mit Verleugnung künstlerischer Intention nur aufs Gefallen gezielt hatte, was die wenigen neuerdings wieder publicirten Stücke nicht völlig zu erweisen scheinen. — Johann Christian war 1735 zu Leipzig geboren; nach seines Vaters Tode (1749) nahm ihn sein Bruder Emanuel zu sich nach Berlin und erzog ihn dort. Die italienische Oper wirkte stark auf ihn; 1754 ging er selbst mit einer Sängerin nach Italien, wurde Kapellmeister an einer der Kirchen von Mailand und 1759, nach Händels Tode, Musikmeister der Königin von England, was er bis zu seinem Tode (1782) blieb. Hier lernte ihn auch der junge Mozart kennen, was der Verfasser aus D. Jahn wohl hätte anführen können. Sein Temperament führte ihn auf leichten Lebensgenuß hin; er hinterließ große Schulden. Er komponirte eine Reihe von Instrumentalstücken für Klavier und andere Instrumente, kleinere Gesangssachen und mehrere Opern, von denen „La clemenza di Scipione“ noch 1805 aufgeführt wurde. Ueber die Art seiner Londoner Thätigkeit erzählt Bitter nichts, seine Werke nachzuweisen (was Gramer in seinem „Magazin“ gethan hatte) erscheint ihm nicht erforderlich, und nachdem er eine längere Charakteristik über ihn von Rochlitz (aus der Allg. Mus. Ztg.) mitgetheilt, scheint es ihm unwesentlich, zu erforschen, „was etwa an Körnern edlen Goldes in seinen Arbeiten verstreut gefunden werden könnte“, da er die Kunst nicht gefördert habe. So weiß man denn überhaupt nicht recht, warum er über ihn geschrieben und was er als Aufgabe des Biographen betrachtet; seine Darstellung hat die Kenntniß „nicht gefördert“.

In gleicher Weise muß man bei Wilhelm Friedemann Bach, dem ältesten und talentvollsten Sohne Sebastians und seinem Lieblinge, bedauern, daß eine gewiß manchem gerechten Tadel anheimsfallende, jedenfalls schwer aufzufassende Künstlerindividualität durch die Eilfer-

tigkeit und Unvollständigkeit der Behandlung nicht ihr volles Recht erhalten hat. Freilich war auch hier wenig vorgearbeitet, und außer den von den Biographen Seb. Bachs (Forkel, Hagenfeldt) und einzelnen gleichzeitigen Autoren (Marpurg, Reichardt) und Lexikographen (Gerber, Fétis, Ledebur) gegebenen Mittheilungen, die auch für den Verfasser die Hauptquellen waren, existirte über sein Leben und seine Kunst nichts Abschließendes. Friedemann Bach war 1710 in Weimar geboren, zeigte früh ungewöhnliches musikalisches Talent und erlangte schon als Knabe große Fertigkeit im Klavier- und Orgelspiel und im Kontrapunkt. In Leipzig, wo er seit 1722 lebte, besuchte er die Thomasschule und war im Violinspiel Schüler Grauns (damals in Merseburg). Dann hörte er auf der Leipziger Universität Vorlesungen über Philosophie, Rechtswissenschaft und Mathematik, und gab gleichzeitig Klavierunterricht, während Reisen in Gemeinschaft seines Vaters seinen Blick erweiterten. Alle Zeitgenossen nennen ihn den größten Orgelspieler. Seine ersten Kompositionen sind kleine Charakterstücke für Klavier, im Style Couperins; ihre Zeit weiß der Verfasser nicht anzugeben. Das Wesen des jungen Mannes schildert er als zerstreut und träumerisch; damit setzt er ein einseitiges Anklammern an die formelle Kunst des Vaters in Verbindung, welches durch die bekannten Kompositionen nicht ganz bestätigt wird. Im Jahr 1733 wurde er Organist an der Sophienkirche in Dresden — der Verfasser theilt die darauf bezüglichen Aktenstücke mit —, wo er außerdem Unterricht gab und Verschiedenes komponirte; es erschien eine Sonate für Klavier (als erste von 6 Sonaten), die das Publikum nicht ansprach. Wenn der Verfasser bei Anerkennung des tiefen Ernstes, der schönen Polyphonie in einzelnen Theilen doch meint, dergleichen schreibe der Komponist für sich, nicht für die Oessentlichkeit (S. 165), so hat er das Vorurtheil, welches ihn bei diesem Manne beherrscht, offenbar nicht verbergen können, wie auch die Forderung, dem Geschmack des Publikums mehr entgegenzukommen, gegenüber früher Gesagtem sich eigenthümlich ausnimmt. Er komponirte ferner die auch jetzt noch geschätzten, vom Verfasser sehr anerkannten 12 Polonaisen und ein Concert. Im Jahr 1746 wurde er Organist an der Liebfrauenkirche in Halle (daher „der Halle'sche“); in dieser Stellung komponirte er Verschiedenes für die Kirche; der Verfasser will ein Talent zur Gesangskomposition bei ihm nicht erkennen, während er die kontrapunktische Kunst bei ihm

anerkennt, die oft in Künstelei ausarte. Die Analyse mehrerer hieher gehörigen Arbeiten geschieht in der beim Verfasser schon bekannten Weise; Beschreibung des Inhalts, Mittheilung von Proben, aber ohne innere stylmäßige Kritik; dabei ganz unnöthige Breite in Mittheilung der Texte und Wiedergabe des Eindrucks.

Zu Halle verheirathete sich Friedemann 1751; von seinen Kindern überlebte ihn eine Tochter. Seine Stellung erschwerte er sich durch Eigensinn, Schroffheit, Nachlässigkeit und, wie es scheint, schon hier durch Trunksucht, und nach mancherlei Unannehmlichkeiten mit seinen Vorgesetzten nahm er 1764 seinen Abschied. Eine Anzahl interessanter Altstücke über diese Hallenser Zeit, neben verschiedenen andern, theilt der Verfasser im Anhange mit. Seitdem hat er ein unstättes Leben geführt und sich an verschiedenen Orten durch Concerte, Unterricht und Composition zu ernähren gesucht; über manche Jahre seines folgenden Lebens fehlt genügende Aufklärung, so daß es bekanntlich sogar Romanschriftstellern geeignet schien, ihn zum Helden von selbstamen Abenteuern zu machen. Er lebte in Braunschweig, Göttingen und seit 1774 in Berlin, wo er 1784 in gänzlicher Verkommenheit starb. Seinen Ruhm als Virtuose und Komponist hatte er sich bewahrt, wurde als Lehrer noch gesucht und hätte ohne die früher genannten, in seinem Charakter begründeten üblen Eigenschaften sein Auskommen wohl noch finden können; dieselben waren auch die Ursache, daß er sich zum Niederschreiben von Compositionen selten und ungern entschloß. Doch ist die Zahl der Instrumentalcompositionen theils für Klavier, theils für andere Instrumente eine immerhin nicht kleine; und bei vielen derselben kann der Verfasser Genialität, kunstvolle Arbeit, ausdrucksvolle Motive ihm nicht absprechen, während er ihn hinsichtlich der gesanglichen Schönheit hinter Philipp Emanuel zurücksetzen läßt. Namentlich

stellt er seine Klavierconcerte sehr hoch, die er zum Theil den besten Klaviercompositionen des vorigen Jahrhunderts beizählt. Bei der Aufzählung der einzelnen Werke wäre es vom Biographen zu erwarten gewesen, daß er auch über die Ausgaben der wenigen, die durch den Stich bekannt gemacht wurden, Nachweisung gegeben hätte. So ist eine Sonate für zwei Klaviere (S. 241) noch neuerdings bei Rieter-Viedermann in Leipzig gedruckt, einzelne der kleineren Stücke in die neueren Sammlungen („Alte Meister“ &c.) aufgenommen. Trotz der vielen Vorwürfe, die sein Leben und Schaffen vom Verfasser, zum Theil gewiß mit Recht, erhält, läßt er ihm doch schließlich die Gerechtigkeit widerfahren, daß er nie, wie dies von dem Londoner zu sagen sei, seinen Kunstprincipien untreu geworden sei.

Auch bei dieser wie bei den vorigen Darstellungen entläßt der Verfasser den Leser nicht ohne ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung darüber, daß die Unvollständigkeit und mangelnde Durcharbeitung des Stoffes von den besprochenen Meistern eine völlig klare und begründete Vorstellung, sowohl hinsichtlich ihrer Persönlichkeit wie ihrer künstlerischen Stellung nicht hat entstehen lassen. Das Verdienst des Buches liegt darin, auf die Wichtigkeit jener Männer von Neuem hingewiesen, zu ihrer Erkenntniß einiges Material beigebracht und einige Gesichtspunkte zu ihrer Beurtheilung gegeben zu haben; während dem eingehenden Forscher über jene Zeit die Arbeit durch das Buch keineswegs erspart ist, wird derselbe immer die im Buche gegebenen Mittheilungen dankbar zu verwerthen und die vom Verfasser ausgesprochenen Ansichten in gebührende Erwägung zu ziehen nicht unterlassen dürfen.

Der Anhang bietet auch über den nächsten Zweck hinaus biographisches Material durch Mittheilung einer Reihe von Briefen Kirnbergers aus den Jahren 1774 bis 1783.

N e k r o l o g .

Rankenbach, Hermann, Porträt- und Genremaler, bekannt durch zahlreiche Illustrationen für verschiedene Zeitschriften, † in der Nacht zum 4. October in Berlin, 26 Jahre alt.

Saal, Georg, Hofmaler in Baden-Baden, durch seine Bilder nordischer Landschaften von Ruf, † daselbst am 3. October, 52 Jahre alt.

N e u e B ü c h e r .

Griechische Kunst, zur Geschichte der Anfänge derselben. Von N. Conze. Wien, Gerold.

Musik. Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister. Von E. Rohl. München, Finkertlin.

C h e m i e.

Färbekraft einiger Anilinfarbstoffe. Es sind schon oft Experimente mitgetheilt worden, welche die überraschend große Theilbarkeit der Materie darthun sollten. Auch die Anilinfarbstoffe bieten Gelegenheit, dies zu zeigen. Eine Lösung von 1 Theil Rosanilinsalz auf ein Mill. Th. Wasser (1 Milligr. auf 1 Liter) ist nach Hofmann noch tief karmoisin, und ein mit verdünnter Essigsäure angefeuchteter Seidenblüschel wird von dieser Lösung augenblicklich schön roth gefärbt. Erhöht man den Wassergehalt bis auf 25 Millionen, so ist die rothe Farbe noch immer sehr deutlich und eingelegte Seide erscheint nach $\frac{1}{4}$ Stunde lichtroth gefärbt; wenn man aber auf 1 Th. Salz 100 Mill. Wasser nimmt, so hat man die Grenze der Sichtbarkeit der Farbe erreicht. Dünne Schichten dieser Flüssigkeit erscheinen in der That schon ganz farblos und man muß durch dickere Schichten hindurchsehen, oder die Oberfläche der Flüssigkeit halb im durchfallenden, halb im reflektirten Licht betrachten, um die Färbung noch deutlich wahrnehmen zu können. Hängt man nun in diese Flüssigkeit einen weißen Seidenfaden, so erscheint derselbe nach 24 Stunden ganz deutlich, und zwar ungleich tiefer gefärbt als die färbende Flüssigkeit. Angesichts dieser Erscheinung können wir nicht bezweifeln, daß sich im Schooße der scheinbar ruhenden Flüssigkeit Strömungen vollziehen, in Folge deren die gefärbten Wassermoleküle nach einander an dem ruhenden Faden vorübergeführt werden; und es deutet daher auch die hier verzeichneten Beobachtungen auf einen Bewegungszustand der Moleküle hin, zu dessen Annahme die Naturforscher auf den verschiedensten Bahnen gelangt sind.

Das Feinen des Goldes. Es ist bisher kein Beispiel bekannt, daß Gold in vollkommen reinem Zustande gefunden wurde. Alles in der Natur in gediegenem Zustande vorkommende Gold enthält mehr oder weniger Silber und neben diesem auch noch andre Metalle, wie Kupfer, Eisen, Blei, Antimon, Zinn, Zrividium etc., und die beim Feinen zu lösende Aufgabe besteht darin, diese Metalle von dem Golde zu trennen. Man verfährt dabei im Allgemeinen auf die

Weise, daß man das rohe Metall mit mindestens seiner $2\frac{1}{2}$ -fachen Gewichtsmenge Silber zusammenschmilzt und die Legirung mit Säuren behandelt. Die diesem Verfahren zu Grunde liegende Theorie ist folgende: wird die Legirung in ihrem ursprünglichen Zustande, nämlich das natürliche Gold mit Säuren zusammengebracht, so schützt der große Ueberschuß an Gold das Silber vor der Einwirkung der Säure vollständig, wird aber das Gold mit viel Silber zusammengesmolzen, so daß dieses das Gold in der Legirung seiner Menge noch überwiegt, dann wirkt die Säure nicht allein auf das zugesetzte, sondern auch auf das ursprünglich vorhandene Silber und bringt es in Lösung. Zur Erreichung dieses Zweckes sind complicirte und kostspielige Apparate sowie große Quantitäten theurer Säuren erforderlich und das Verfahren hat deshalb ganz besonders für die Kolonien seine großen Schwierigkeiten, welche z. B. in Sidney zur Folge hatten, daß beim Affiniren kaum ein Gewinn durch das ausgebrachte Silber erzielt wurde. Dies veranlaßte Miller, Probirer an der Münze zu Sidney, ein einfacheres Verfahren aufzusuchen, und in einem Vortrage vor der Royal Society of Victoria berichtet er nun über seine mit bestem Erfolge gekrönten Bemühungen. Einige interessante Notizen über die Beschaffenheit des australischen Goldes, welche er der Beschreibung seines Verfahrens voranschickt, beziehen sich besonders auf den Silbergehalt des Goldes verschiedener Fundorte. Stellt man nämlich die Analysen charakteristischer Goldstaub-Proben von Neusüdwales nach deren Fundorten zusammen, so zeigt sich das merkwürdige Ergebnis, daß der Feingehalt des Goldes sich verringert, mit andern Worten, daß das Gold mehr Silber und weniger Gold enthält, je weiter nach Norden wir vorschreiten. Das silberhaltigste Gold ist das von Boonoo-Boonoo mit 34% Silber. Dasselbe nähert sich in seiner Zusammensetzung dem in dem produktiven Themse-Distrikt auf Neuseeland sich findenden Golde, wohingegen das Gold von Nerigundah im Süden nur 1,5% Silber enthält und die übrigen 98,5% aus Gold mit einer Spur von Kupfer bestehen. — Der durchschnittliche Feingehalt des Goldes von Victoria

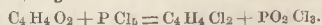
beträgt ungefähr 23 Karat, d. h. es enthält etwa 96% Gold und 3½% Silber, nebst ½% unedler Metalle; gehen wir dagegen nördlich, so finden wir, daß die durchschnittliche Feinheit des Goldes von Neusüdwaales nur 22 Karat 17/8 Grains ist, daß dasselbe also 93½% Gold und 6% Silber enthält. Noch weiter nördlich, in der Provinz Queensland, beträgt der durchschnittliche Feingehalt des dort vorkommenden Goldes wenig über 21 Karat, d. h. es enthält 87¼% Gold und 12% Silber. Das Gold am Maryborough enthält 14% Silber und 85% Gold.

Es läßt sich noch nicht beurtheilen, wie weit diese eigenthümlichen Verhältnisse irgendwie mit der geologischen Beschaffenheit der betreffenden Districte in Verbindung stehen. Auch sind die angegebenen Werthe nur Durchschnittszahlen. Es ist nicht anzunehmen, daß mit jedem Breitengrade, welchen man nördlich geht, auch eine regelmäßige Abnahme des Feingehaltes stattfindet. Auch im Norden von Victoria gibt es Fundorte, wo Gold von großer Reinheit vorkommt, wie am Rocky River, wo das Gold 96% enthält; aber diese Ausnahmen werden, wenn die Verhältnisse einmal genauer erforscht sind, nur zur Erklärung der offenbar allgemeinen Regel beitragen.

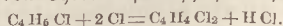
Der Punkt, auf welchen es hier vor Allem ankommt, ist die Thatfache, daß die vom Goldbergmannen gewonnene Legirung verhältnißmäßig um so mehr Silber enthält, je goldärmer sie ist. Den veröffentlichten officiellen Berichten zufolge sind an die Münze zu Sidney von der Zeit ihrer Gründung im Mai 1855 bis zum 31. December 1868 im Ganzen 6,820,198 Unzen Gold zum Verprägen eingeliefert worden. Der durchschnittliche Gehalt dieses Rohgoldes war ungefähr 943, d. h. es enthält 94½% Gold, 5% Silber und ½% unedle Metalle. Rechnet man den unvermeidlichen Verlust beim Verschmelzen des Goldsandcs zu 2%, so bleiben nach dem Schmelzen 6,683,795 Unzen Barrengold und an Silber ergeben sich 334,190 Unzen. Gegenwärtig ist aber der mittlere Silbergehalt des nach Sidney kommenden Goldes viel größer, da jetzt namentlich in Queensland sehr viel silberreiches Gold gefunden wird; im Jahre 1868 betrug diese Silbermenge 36,000 Unzen (9150 Pfd. Sterl.). Man sieht also, von welcher Bedeutung das neue Verfahren Millers ist. Es gründet sich dasselbe auf die große Verwandtschaft des Chlors zu den Metallen und besteht einfach darin, dies Gas durch das geschmolzene Metall

zu leiten. Alle Verunreinigungen des Goldes werden auf diese Weise als Chlorverbindungen abgeschieden, während das Gold allein metallisch zurückbleibt. Man schmilzt das unreine Metall in gewöhnlichen weißen Thontiegeln, welche der Sicherheit halber noch in Graphittiegeln stehen und etwa 6 — 700 Unzen fassen, gießt auf das flüssige Metall eine Schicht von geschmolzenem Borax und taucht nun eine Thonröhre bis auf den Boden des Tiegels, durch welche dann ein Chlorstrom geleitet wird. Es entwideln sich dann alsbald dichte schwere Dämpfe, welche durch den Deckel des Tiegels entweichen und aus den stüchtigen Chlorverbindungen der unedlen Metalle bestehen. Alles Chlor wird absorhirt, so lange noch freies Silber vorhanden ist; aber das entstandene Chlor Silber ist weniger stüchtig, als man vorausgesetzt hatte, und sammelt sich als flüssige Schicht über dem Golde, so daß es sich leicht abgießen läßt, wenn man den Tiegel herausnimmt und bis zum Erstarren des Goldes stehen läßt. Die Operation ist bei zehuprocentigem Golde in etwa 1½ Stunden beendet; das erhaltene Gold wird mit concentrirter Kochsalzlösung von noch äußerlich anhaftendem Chlor Silber gereinigt und dann als reines Metall zu Zainen oder Warren vergossen.

Aethylidenchlorid, über dessen Benutzung als Anästhetikum wir bereits berichteten, scheint sich schnell in den Arzneischaf einzuführen und wird in immer größeren Mengen auf den Markt gebracht. Zur Darstellung desselben kann man Phosphorjuperchlorid auf Aldehyd wirken lassen, indem man letzteres allmählig zu dem in einer Retorte befindlichen und gut abgekühlten Superchlorid hinzusetzt. Der Prozeß verläuft nach der Gleichung



Aethylidenchlorid entsteht aber auch durch Einwirkung von Chlor auf Aethylchlorür, nämlich:



Das Aethylidenchlorid ist eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit von angenehm ätherartigem, an Chloroform erinnerndem Geruch und süßlichem aromatischen Geschmack; es löst sich in allen Verhältnissen in Alkohol, Aether und fetten Oelen, in Wasser ist es unlöslich. Sein specifisches Gewicht beträgt bei 17° C. 1,24, der Siedepunkt liegt bei 60° C. Angezündet brennt es mit stark rußender, grün gesäumter Flamme. In seinen äußeren Eigenschaften, vornehmlich dem Geruch, hat es die größte Aehnlichkeit mit dem Aethylchlorid und Claychlorür (unreines

Aethylenchlorid), unterscheidet sich aber von diesen beiden Körpern wesentlich durch niedrigeres specifisches Gewicht, niedrigeren Siedepunkt und sein Verhalten gegen alkoholische Kalilauge. Aethylenchlorid wird von alkoholischem Kali kaum angegriffen, Aethylenchlorid hingegen unter Gasentwicklung (Vinylchlorür) und Abscheidung von Chlorkalium zersetzt. Auch zur Unterscheidung von Chloroform kann das alkoholische Kali angewandt werden. Vor dem mit Chlorkalk dargestellten Chloroform besitzt das Aethylenchlorid den Vorzug, keine Verunreinigungen zu enthalten, die eine spontane Zersetzung erleiden. Ein wesentliches Kriterium seiner Reinheit ist übrigens, daß es sich, mit circa seinem gleichen oder doppelten Volumen concentrirter reiner Schwefelsäure durchschüttelt, weder erwärmt, noch färbt.

Der Farbstoff der Curcumawurzel war bisher nicht in reinem Zustande bekannt. Man erhält ihn nach Daube (Mitth. der D. Chem. Gesellschaft), indem man die Wurzel durch einen starken Dampfstrom von dem ätherischen Oel befreit, mit heißem Wasser extrahirt, trocknet

Veränderungen des
durch Alkalien:

- 1) Braunrothe Färbung, beim Trocknen violett.
- 2) Durch verdünnte Säuren verschwindet die Farbänderung und das ursprüngliche Gelb erscheint wieder.
- 3) Verdünnte Alkalien wie bei 1.

und dann mit kochendem Benzin extrahirt. Dieses letztere scheidet beim Erkalten krystallinische Krusten von rohem Curcumin aus. Zur Reinigung löst man dasselbe in kaltem Weingeist, filtrirt, fällt mit weingeistiger Bleizuckerlösung, tröpfelt Bleieffig zu (ohne indeß die saure Reaktion ganz zu beseitigen), wäscht den Niederschlag mit Weingeist, vertheilt ihn in Wasser, zersetzt ihn mit Schwefelwasserstoff und extrahirt das Schwefelblei mit siedendem Weingeist. Aus dieser Lösung erhält man dann gelbe prismatische Krystalle ($C_{10}H_{10}O_2$), die bei 165° schmelzen, in Weingeist, Aether und Benzin sich lösen, von Alkalien mit lebhaft braunrother Farbe aufgenommen, aus der Lösung durch Säuren wieder gefällt werden, mit Kalk- und Barytverbindungen rothbraune, mit Bleizucker feurig rothe Niederschläge geben. Die mit reinem Curcumin erzeugten Farbenreaktionen sind reiner und lebhafter als die der Curcumatinktur, und besonders interessant, da wir nur wenige charakteristische Reaktionen auf Vorsäure kennen. Wir stellen in Folgendem die Veränderungen zusammen, welche Curcuminpapier einerseits durch Alkalien, andererseits durch Vorsäure erfährt.

Curcuminpapiers

durch Vorsäure:

- 1) Orangerothe Färbung, nur beim Trocknen hervortretend.
- 2) Durch verdünnte Säure wird die Färbung nicht verändert; nie dunkler.
- 3) Verdünnte Alkalien verändern die orangerothe Färbung in Blau.

Nekrolog.

Matthiessen, Augustus, Professor der Chemie am Londoner St. Bartholomäushospital, † am 6. October in London durch Selbstmord. Er war geboren am 2. Januar 1831 in London und hat sich durch mehre Untersuchungen über die Alkalien und die Electricität bekannt gemacht.

Miller, William Allen, Professor der Chemie am

Rings-College in London, † am 30. September in Liverpool. Er war geboren am 17. December 1817 in Ipswich, bekleidete seine Stellung seit 1845 und war seit 1851 auch Warden bei der Münze. Er lieferte zahlreiche wichtige Untersuchungen und schrieb auch ein „Lehrbuch der Chemie“ in 3 Bänden (1855–57).

Neue Bücher.

Analysie, qualitative. Handbuch der analytischen Chemie, von F. v. Sönnenschein. Berlin, Hirschwald.

Faraday und seine Entdeckungen, von J. Thndall. Autor. deutsche Uebersetzung, herausgegeben durch H. Felwolsky. Braunschweig, Vieweg.

Naphthalin und seine Derivate, von M. Ballé. Braunschweig, Vieweg.

Pharmakognosie und Pharmakologie, von A. v. Schwarzkopff. 1. Bd. Leipzig, Winter.

Astronomie.

Nekrolog.

Boldmann, Hermann, Naturforscher aus Ostpreußen, früher Assistent der Sternwarte zu Santiago de Chile, zuletzt bei der chilenischen Landesvermessungskommission an-

gestellt, † am 5. August zu Santiago de Chile, 40 Jahre alt. Er lieferte in seiner neuen Heimat viele astronomische Ortsbestimmungen und trigonometrische Höhenmessungen.

Neue Bücher.

Begründung der Chemie durch Lavoisier, von J. Volhard. Leipzig, Barth.

Keplerschen Gesetze, die, von H. Müller. Braunschweig, Vieweg.

Spectralanalyse, von H. E. Roscoe. Deutsche Ausgabe von E. Schorlemmer. Braunschweig, Vieweg.

Physiologie und Medicin.

Die Wundheilung ist in neuerer Zeit von Thiersch durch eine Reihe interessanter Experimente genauer auf die dabei auftretenden feineren anatomischen Veränderungen untersucht worden. Von dem Gedanken ausgehend, daß, jede einzelne Zelle im unverletzten, auf seiner höchsten Entwicklung stehenden Körper einen Druck auf die benachbarte ausübt, der das Weiterentwickeln derselben hemmt, nimmt Thiersch an, daß nach Wegfall dieser Hemmnisse die Proliferationsfähigkeit der Zellen sofort wach werde und diese so lange vorhanden sei, bis durch hinreichende Neubildung von Gewebselementen das frühere Gleichgewicht und damit der ruhige Gang der normalen Ernährung wieder geschaffen werde. Mit anderen Worten: es tritt mit jeder Verletzung, also mit jeder Blosslegung von Gewebselementen, eine Wiederholung ähnlicher Vorgänge ein, wie sie im Embryo der Vorläufer späterer Entwicklung ist. Je einfacher der Bau der verletzten Theile, desto vollkommener die Wiederherstellung, je complicirter, desto weniger wird der Effect der Heilung dem früheren Zustande entsprechen können. Da die Heilung der gefäßlosen Theile, wie der Hornhaut des Auges und des Knorpels, bereits in früherer Zeit genauer studirt wurde, soll hier nur über die der blutgefäßhaltigen berichtet werden. Um den Verlauf genau verfolgen zu können, brachte Thiersch Ratten und Meerschweinchen Schnittwunden der Zunge bei und untersuchte dieselben am ersten Tage stündlich, später täglich bis zur vollkommenen Heilung. Der erste Akt ist der der spontanen Blutstillung. Eine frische Schnittwunde läßt unmittelbar nach der Verletzung alle Elemente scharf gesondert erkennen, wir sehen also an der Zunge von außen nach innen erst den Epithelüberzug, darunter Muskelfasern, Fett, Drüsen, Oeffnungen blutender Gefäße, Nervenschnitte, dazwischen helle Massen, die dem überall vorhandenen Bindegewebe entsprechen. Letzteres verschwindet alsbald dem unbewaffneten Auge, da es sich mit Blut vollsaugt. — Das Versiegen der Blutung erfolgt theils der Art, daß die größeren Blutgefäße, die stets in einer lockeren Scheide liegen, sich zurückziehen, theilweise sich mit geronnenem Blute verstopfen, theilweise aber

auch durch das inzwischen anschwellende Bindegewebe, welches sie umhüllt, comprimirt werden. Letzterer Umstand ist besonders dem Verschlusse der Haargefäße, die einer solchen lockeren Scheide entbehren, günstig. — (Bei großen Gefäßen, die durch ihre Weite und die Starrheit ihrer Wandungen größeren Widerstand leisten, muß der Verschuß künstlich durch Abbinden oder Torsion erreicht werden.) In kurzer Zeit trübt sich die Schnittfläche durch eine gallertige, aus gequollenem Bindegewebe bestehende Masse, es tritt eine Losstößung einzelner abgestorbenen Theile ein und ein mißfarbiges, übelriechendes Sekret wird abgeondert. Nach dieser „Reinigung“, die besonders bei Quetsch- und Schußwunden längere Zeit dauert, wird die Absonderung dickflüssiger (Eiter) und es stellt sich die Fläche stark geröthet, mit einer weichen, feinwarzigen Wucherung (Granulationsgewebe) bedeckt dar, aus welcher durch endliches Aufhören dieser Neubildung, unter Erblaffen sich die Narbe bildet, die sich vom Rande her mit Epithel überzieht. — Im Gegensatz hierzu hatte man die Heilung ohne Eiterbildung, welche in kürzerer Zeit beendet, kennen gelernt und nannte letztere die *Reunio per primam intentionem*, während man erstere *Reunio per secundam intentionem* nannte. Die Heilung *per primam intentionem* erfolgt, wenn sich zwei glatte Schnittflächen gegenseitig berühren und keine äußeren Schädlichkeiten die Heilung hindern; zwischen beiden verklebten Wundflächen findet man schon nach wenigen Stunden die oben besprochene gallertige Schicht, die man in früherer Zeit als „plastische Lymphe“ deutete, die aber gequollenes Bindegewebe ist. Als Beweis hierfür macht Thiersch geltend, daß man nie im Stande ist, mit der Nadel etwas von diesem Ueberzuge zu entfernen, ohne das Gewebe der Wundfläche zu zerreißen, und daß bei einer künstlichen Trennung des Verklebten stets zwei glatte Flächen sich zeigen, ohne daß die eine oder andere entblößt würde.) Sie schließt zahlreiche junge Zellen, manchmal auch Blutgerinnsel ein. Die Wundränder sind blut-erfüllt, und Blutflüssigkeit durchfeuchtet die Elemente. Die Absonderung von flüssigem Sekret und mortificirten Theilen ist ziemlich

gering. Der nächste Schritt zur Heilung ist nun der, daß durch die eintretende Entzündung reichliche Zellen im Gewebe auftreten, und zwar zunächst in der Umgebung der Haargefäße. Diese wandeln sich durch Wucherung ihrer Kerne in Zellzapfen um, und gelungene künstliche Einspritzungen der Blutgefäße beweisen, daß sich alsbald zwischen den neugebildeten Zellen feine Gänge ohne besondere Wandungen ausbilden, in welche direkt aus den Kapillaren die Injektionsmasse eindringt. Es ist somit eine interimistische Blutbahn entstanden, die sich als ein intercelluläres Netz darstellt. Der gleiche Vorgang geht von der entgegengesetzten Wundfläche aus, und so kommt es, daß durch Verwischung dieser Wege, von denen einzelne sich erweitern und zu wirklichen Gefäßen werden, die gestörte Blutzirkulation beider Seiten ausgeglichen wird. So auffallend es erscheinen mag, ein Sichöffnen der im normalen Körper vollkommen geschlossenen Blutbahn anzunehmen, so fallen doch die vergleichend anatomischen Untersuchungen und die der embryonalen Blutgefäßbildung zu Gunsten der Ansicht von Thiersch aus. (Beim Hecht ist z. B. in den Kiemen ein solches intercelluläres Gefäßnetz zu finden.) Kann das Blut einmal ungehindert von einer zur anderen Seite gelangen, so schwindet die Blutstauung, damit die übermäßige Ernährung, folglich auch die Zellneubildung; die Wunde erblaßt, schwillt ab, die einzelnen Zellen schrumpfen zu Bindegewebe ein, die Narbenbildung ist beendet. Je geringer die Menge der neugebildeten Zellen war, desto weniger bemerkbar wird die Narbe sein, vollkommen fehlt sie nur bei „unmittelbar vereinigten“ Wunden, bei denen es gar nicht erst zur Zellneubildung kam.

Bei der Heilung mit Eiterung, wie sie stets bei größeren Substanzverlusten, bei weitgehenden Quetschungen, bei Schußwunden, bei starkem Klaffen der Ränder zc. eintritt, gestalten sich die mikroskopischen Veränderungen im Wesentlichen nicht anders, als sie zwischen den Wundflächen ohne Eiterung heilender Wunden sich finden, nur ist die Dauer eine weit längere, da einertheils die Reinigung der Wunde, d. h. die Losstoßung der in weiterem Umfange mortificirten Partien, andertheils die Neubildung neuer Elemente eine größere Leistung verlangen. Auch hier haben wir es mit einer Bindegewebs- und Gefäßneubildung zu thun, die sich aber als freiwillig für das unbewaffnete Auge wesentlich anders ausnimmt. Thiersch verfolgte

den Verlauf an amputirten Rattenzungen. Er fand bereits drei Stunden nach der Verletzung unter der misfarbigen Schicht sich abstoßender Theile dieselbe Veränderung der Gefäßstümpfe, dieselbe Neubildung von Zellen, dasselbe Kanalsystem für das Blutplasma, wie sie oben beschrieben wurden. Im neugebildeten Zellenlager finden sich in der obersten Schicht dichtgedrängte Zellen (Eiterkörper), in der tiefer liegenden größere, in festerer Grundsubstanz eingebettete Zellen (Granulationszellen). Zwischen letzteren verlaufen theils neugebildete Gefäße, theils das plasmatische Kanalsystem. Die oberflächliche Schicht muß als Eiter abgestoßen werden, die tiefere kann es, ist aber zur Gewebsneubildung bestimmt; je mehr also die tiefere Schicht die oberflächliche an Masse übertrifft, je geringer also die Eitermenge wird, desto näher der Vernarbung ist die Wunde. Es sei hier noch erwähnt, daß durch von außen auf die Wunde einwirkende Schädlichkeiten der Zerfall dieser zarten Gebilde sehr bedeutend werden kann, daß es also dann wegen der Nothwendigkeit, wieder neue Elemente anzubilden, zur Verzögerung der Heilung kommt. Diese Schädlichkeiten sucht man jetzt allgemein in den der Luft beigemischten Keimen niederer Organismen, und besonders Lister's Vorgehen ist es zu verdanken, durch Anwendung seiner neuen Methode die normale Heilung sicherer herbeizuführen, indem die zur Wunde dringende Luft hinreichend desinficirt wird. Viele Wunden, die sonst nur unter langwieriger Eiterung zur Vernarbung gelangten, heilen jetzt unter dem schützenden Verbandmittel, welches wesentlich durch die Karbolsäure zerstörend auf die Sporen zc. wirkt, ohne Eiterung, und konsequente Anwendung dieses Mittels hat die Gefahr der gefährlichsten Wundkrankheiten, der Pyämie und des Hospitalbraudes wesentlich vermindert. Vergl. über Lister's Verfahren „Ergänzungsbl.“ Bd. IV, S. 170.

Dr. Otto Barth.

Der elektrische Kugelsucher, ein neues chirurgisches Instrument nach einem englischen Modell des Dr. Witte von Schmidt in Berlin ausgeführt, wurde vor Kurzem zuerst bei uns angewandt. Das Instrument besteht aus zwei feinen, leicht biegsamen Metallstäbchen, welche unten sondenknochenförmig enden. Jeder dieser Stäbe ist in seiner ganzen Länge bis an die Spitzen mit Seide umspunnen, also einer von dem andern vollständig isolirt, dann sind beide zusammen noch einmal überspunnen und lackirt,

so daß das Ganze einem Stäbchen gleicht, aus welchem ein metallener Sondenknopf hervorragt. Durch Leitungsdrähte steht die Sonde mit einem elektrischen Lämpchen in Verbindung. Berührt man nun mit jenem Knopf, welcher also die beiden Pole des elektrischen Apparates bildet, irgend einen metallischen Körper, so wird die bisher durch die zwischen den Stäbchen befindliche Isolirung unterbrochen gewesene elektrische Kette geschlossen, das Lämpchen wird ausgelöst und zeigt die stattfindende Berührung an. Bei der ersten Anwendung dieses Instruments gelang es dem Dr. Kemperdick, bei einem Verbundenen eine zwischen den Knochen des Hinterfußes eingedrungene Kugel, die man 6 Wochen lang vergeblich gesucht hatte, sofort zu entdecken und somit dem Patienten zur Radikalheilung zu verhelfen.

Eisers Verbandpflaster. Der in gegenwärtigen Kriegen fast allgemein angewandte Wundverband mit in eine Mischung von Karbolsäure und fettem Oel getauchter Charpie rührt von Lister in Edinburg her, nach dessen Angabe jetzt auch ein Verbandpflaster angefertigt wird, welches, indem es andauernd Karbolsäure aushaucht, die Erneuerung des Verbandes weniger häufig notwendig macht. Durch diese Eigenschaft gewinnt das Pflaster ganz besonders beim Transport Verwundeter oder großer Anhäufung derselben bei Mangel an ärztlichem Personal an Werth. Es gehört zu diesem Pflasterzweierlei: 1) ein eigenthümlich präparirter Seidenstoff, der beim Gebrauch in eine 1—2procentige wässrige Lösung von Karbolsäure getaucht und dann direkt auf die Wunde gelegt wird, und 2) das eigentliche Pflaster, Leinwand, überzogen mit einer Harzmischung, welche 10 % Karbolsäure enthält. Dieses Pflaster klebt und reizt nicht und läßt durch die Körperwärme seine Karbolsäure allmählich zur Verdampfung kommen; der zwischen

Wunde und Pflaster gebrachte Taffet bringt immer nur geringe Mengen dampfförmiger Karbolsäure mit der Wunde in Berührung, verhindert also die ägende Wirkung, welche ein Pflaster von so hohem Gehalt an Karbolsäure andernfalls auf die Wunde ausüben würde.

Die elektrolytische Durchleitung von Jod durch den Körper, welche Beer (s. Ergänzungsblätter Bd. V, S. 769) zur Resorption von Geschwülsten angewendet wissen will, ist bereits früher von Wilhelm in Pesth geprüft worden. Dieser experimentirte mit Fröschen und an sich selbst und fand bei jenen, daß die Jodfärbung des mit der + Elektrode verbundenen Wassers nur nach Entfernung der Oberhaut eintrat, während bei ihm letztere bloß hindernd entgegentrat. In Bezug auf die therapeutische Wirkung will Wilhelm die neue Methode nur angewendet haben, wenn sich bereits eine Galvanisation ungenügend zeigte, begrüßt sie, aber mit wenig Vertrauen. — Eulenburg zeigte, daß an enthäutetem todten Fleische das Jod sich an der positiven Elektrode nachweisen lasse, was ihm bei unverletzter lebender Haut nie gelang. Er schlägt deshalb vor, die + Elektrode in Form einer Nadel in die Haut zu stechen (sogenannte Akupunktur), und hat auf diese Weise günstige Erfolge gesehen. Wärminkel (Schmidt'sche Jahrbücher) modificirte dieses Verfahren in der Art, daß er die Jodkaliumlösung an der Stelle, wo die — Elektrode zu sitzen kommt, unter die Haut spritzte, erzielte aber bis jetzt noch nicht genügende Resultate. — Uzmann fand, daß der elektrische Strom die Diffusion des Jodkaliums auch unter den günstigsten Bedingungen nicht wesentlich beschleunigt und daß ebenso die Quantität des diffundirten Jods durch ihn nicht gefördert werde. Jedenfalls ist die Zahl der bis jetzt gemachten Versuche noch zu gering, um ein abschließendes Urtheil zu fällen. Dr. D. Barth.

Neue Bücher.

Gehörorgan, Beiträge zur Histologie desselben, von Rüdinger. München, Lentner.

Gelenkkrankheiten, Klinik derselben, von C. Gueter. Leipzig, Vogel.

Hygiene, System derselben. Von E. Reich. 1. Bd. 2. Hälfte. Leipzig, Fr. Fleischer.

Zähne, Irregularität und Krankheiten der Zähne, von H. Sewil. Deutsch von A. Kühner. Berlin, Hirschwald.

Mineralogie und Geologie.

Coccolithen. Die eigenthümlichen Gebilde, welche zuerst bei der Untersuchung des Schlammes aus bedeutenden Meeresstiefen aufgefunden und als charakteristisch für diese bezeichnet wurden (vergl. S. 100), haben, wie es scheint, eine viel größere Verbreitung und Bedeutung, als man zuerst ahnen konnte. Oskar Schmidt, welcher vor Kurzem von einer Tiefsondrungs-Expedition im südlichen Theil des adriatischen Meeres zurückgekehrt ist, gibt über die Resultate seiner Untersuchungen einige vorläufige Mittheilungen im „Ausland“. Er fand in Tiefen von 50—630 Faden, abgesehen von den Foraminiferen, das Thierleben fast erloschen und hält dies für eine Folge des Nichtvorhandenseins von großen Strömungen, denen ohne Zweifel die Tiefe des atlantischen Oceans die Mannichfaltigkeit ihrer Thier- und Protistenwelt verdanke. Nur hinsichtlich des Bathybius und der mit ihm auftretenden Coccolithen war das Resultat ein überraschendes, denn er fand sich in den Schlammproben aller Tiefen von 50 Faden an, und die ihn begleitenden Coccolithen bilden einen nicht unwesentlichen Bestandtheil auch jener neuesten Ablagerungen an der italienischen Küste, welche durch die langsame Hebung dem Meer entrückt werden.

Noch umfassender sind aber die Nachweisungen Gümblers (a. a. D.), welcher bei seinen Untersuchungen zu dem Schluß kommt: Coccolithen finden sich in allen Absätzen aller Meeresstiefen. Im Gegensatz zu den Vorkommnissen in den Schlammablagerungen der Tiefsee entdeckte er ganz gleiche organische Körperchen in der schlammigkalkigen Unterlage einer Kalkalge, die an der Südküste Englands in geringerer Tiefe gesammelt worden war, und es fanden sich sogar in dem Schlamm jene durchsichtigen feinkörnigen Flocken, welche nach Gestalt, Beschaffenheit und chemischer Reaction mit dem Tiefseebathybius übereinstimmen. Gumbel untersuchte nun zahlreiche ähnliche Substrate, die aus geologischen und botanischen Sammlungen leicht zu erhalten sind, ferner auch Schlammtheile aus den Vertiefungen an Schalthieren und Korallen, und nur in sehr seltenen Fällen fehlten, namentlich bei sandiger Unterlage, neben den Coccolithen die Spuren der bathybiusartigen Flocken. Beispielsweise nennt Gumbel als Fundstätten dieser Bildungen Ostende, Cherbourg, Fiume, die

Ostsee und das rothe Meer. Es ist übrigens nicht ohne Interesse zu bemerken, daß die Coccolithen der Küsten von jenen des Tiefseeschlammes häufig in ähnlicher Weise wie die Diatomeen beider Fundstellen sich dadurch unterscheiden, daß die Küstenbewohner meist mit einer grünen, körnigen, schlammartigen Substanz überzogen sind, wodurch ihre Durchsichtigkeit und Dichtigkeit eine geringere ist als bei jenen des Tiefseeschlammes. Es könnte dies darauf hinweisen, daß letztere als bereits abgestorbene zu betrachten seien.

Aber nicht bloß in den Meeresabsätzen der Gegenwart begegnen wir den Coccolithen, sondern sie finden sich in allen marinen Sedimenten aller geologischen Perioden. Gumbel hat systematisch Gesteinsproben aller Formationen, hauptsächlich weiche abfärbende Modifikationen der verschiedenen Kalkgesteine und aufschlammbare Mergel, aber auch harte kieselreiche Abänderungen untersucht und in sehr vielen Proben Coccolithen zum Theil in solcher Menge nachgewiesen, daß sie, wenn nicht die Hauptmasse bilden, doch unzweifelhaft einen sehr wesentlichen Antheil an der Zusammenfassung des Kalks oder Mergels nehmen. Folgende Beispiele mögen zeigen, wie erstaunlich häufig und massenhaft das Vorkommen der Coccolithen überall ist. Die Mergel von Saffuolo und Mte. Gibbio (étage Astien und Messinien Mayers), der Crag von Antwerpen, der Badener Tegel bei Wien enthalten nur spärliche Coccolithen; dagegen bilden sie in dem Leitha- oder Nulliporenkalk des Wiener Beckens und Ungarns einen sehr wesentlichen Theil des zerreiblichen Kalks. Von ganz vorzüglicher Schönheit und in reichster Fülle finden sie sich in den Nummulithenschichten Norditaliens, seltener in dem sogenannten Granitmarmor der bayerischen Alpen. Auch der Pariser Grobkalk enthält sie, wiewohl in sehr veränderter Form. In der weißen Schreibkreide wurden sie zuerst 1836 von Ehrenberg entdeckt, aber unter der Bezeichnung Krystallolde für Gebilde des anorganischen Reichs erklärt*). Sie kehren auch

*) Sorby erkannte ihre wahre Natur in der Schreibkreide, während Ehrenberg 1854 dieselben Gebilde aus verschiedenen Erdbroden unter dem Namen *Discoploa* dem organischen Reich zugetheilt hatte, ohne, wie es scheint, die Verwandtschaft mit seinen Krystallolde zu erkennen.

in den übrigen Schichten der Proconformation, in den Plänen der Priefener Schichten, in der chloritischen Kreide (Cenoman) wieder. Neben den Coccolithen erscheinen aber in der Schreibkreide (Meudon) noch andere eigenthümliche organische Ueberreste, abgesehen von dem Kieselrückstand und andern häutigen Theilchen, sobald man den Kalk mittelst sehr verdünnter Essigsäure entfernt hat. Der gelblichweiße flockige Rückstand, welchen man so erhält, zeigt unter dem Mikroskop zum Theil ganz dieselbe Beschaffenheit wie Bathybius und färbt sich sogar mit dem Millonschen Reagens roth. Gümbel betrachtet diese Reaktion als Beweis von dem Vorhandensein eines Eiweißkörpers, der sich in der Kreide erhalten hat und die größte Aehnlichkeit mit Bathybius besitzt! Also Bathybiusartiges in der Tiefe des Meeres, an der Küste und in der Kreide.

Auch alle weicheren Jurakalke, namentlich Proben des tithonischen Stramberger Kalkes, der Diceraskalk von Kellheim, Mergellager im Solenhöfener Plattenkalk, alle Schwammmergel der Stufe des Ammonites tenuilobatus von verschiedenen Fundorten, wie jene des Ammonites

bimammatus von Streitberg und Birmersdorf, das Corallien von St. Michiel, im Dogger der Opalinuston, im Kias der Rabians und Numismatismmergel ließen Coccolithen erkennen, obwohl vielfach theilweise korrodirt und am Rande ausgezackt. Im Keuper lieferten die schlammbaren Mergel der Alpen gleichfalls diese Körper; aus dem Muschelkalk zeigte nur das Steinsalz von Wilhelmshärdt schwache Spuren. In der Formation des Buntsandsteins, Zechsteins und des Kohlengebirgs mangelt bisher ein gleicher Nachweis. Dagegen zeigten sich Coccolithen wieder in dem weichen Mergel des Bergkalks von Regnitzlosau, in den Mergelzwischenlagen des silurischen Conodontensandsteins von Reval, in dem Trenton Kieselsteine von Newyork und selbst im Hornstein eines Gesteins aus der Potsdamstufe der ältesten Silurablagerung.

Diese ausgezeichneten Forschungen lassen also, wie man sieht, eine bisher kaum geahnte Theiligung jener kleinsten Organismen an der Entstehung und Zusammensetzung der sedimentären Kalksteinbildung aller frühern Perioden der Erdgeschichte erkennen.

N e k r o l o g .

Kleinpeter, Franz, Bergkath, bekannter Geologe, † am 1. Oktober in Brünn im 83. Lebensjahre.

N e u e B ü c h e r .

Buch, Leop. von, gesammelte Schriften. 2. Bd. Berlin, Reimer.

V o l k s w i r t h s c h a f t .

Die volkswirtschaftlichen Kräfte Rußlands. I. — Seit längerer Zeit richtet sich die Aufmerksamkeit der weiter denkenden Politiker in gesteigertem Maße auf das Verhalten des russischen Kososses. Die Fremdartigkeit und der Asiaticismus, welche von dieser Seite her die europäische Civilisation oft unheimlich, mehr und mehr aber räthselhaft berührt haben, werden um so bedenklicher, je entschiedener die Lage des übrigen alt kultivirten und hoch entwickelten Europa ins Schwanken geräth. Die Epoche der gewaltigen Veränderungen und der bis jetzt noch nicht absehbaren Kriegsära, in die wir mit der Bewährung der entscheidenden Kraft Deutschlands eingetreten sind, macht den Hinblick auf das ungeheure Reich des Ostens noch weit wichtiger als bisher. Wenn der alte Bau des bisher tonangebenden Theils von Europa einiger-

maßen aus den Fugen geht, so wird Rußland hierbei seinen Ueberlieferungen und Interessen zufolge freiwillig keine bloße Zuschauerrolle spielen. Ja es wird dies, wenn es auch wollte, nicht einmal können. Die Frage, ob sein bisheriger Fortschritt von Osten nach Westen und seine im Großen und Ganzen gestiegene Einmischung in die Angelegenheiten des kultivirteren Europa weiter um sich greifen und sich fortentwickeln soll, kann endgültig durch keinen bloßen Stillstand gelöst werden. Es wird sich wie überall darum handeln, ob es vorgehen oder zurückweichen muß. Gegen Scandinavien strebt es nach dem offenen Meer, und Finnland ist nur als eine erste Position zu betrachten gewesen. Den deutschen Provinzen gegenüber muß sich früher oder später die Frage nach den haltbaren Grenzen und nach der Demarkationslinie gegen den Asiaticismus

ebenfalls entscheiden. Die nationalrussischen Bewegungen nebst den Russificirungen an der Ostsee sind nur als vorläufige Regungen zu betrachten, die auf einen viel umfassenderen Gegensatz hindeuten, an welchem die ganze nördliche Welt einschließlicb Scandinaviens interessirt ist. Was die andern europäischen Grenzen anbetrifft, so kann die polnische Frage auf die Dauer nur den Sinn haben, ob Rußland ungestört fortfahren wird, die betreffenden großen Gebiete zu beherrschen. Was endlich Ungarn anbetrifft, welches vor ein paar Jahrzehnten durch Rußland niedergeworfen wurde, so ist es der natürliche Feind des letzteren und vertritt der Abstammung sowie den eingewurzeltten Volksüberlieferungen nach vielleicht die ausgeprägte Gegnerschaft, die sich in rein naturwüchsigter Weise gegen den russischen Einfluß aufzuden läßt.

Geht man von den Grenz betrachtungen zur Weltperspektive über, so hat Nordamerika die meisten Sympathien für sein kolossales Gegenstück gezeigt. In den Vereinigten Staaten hat man den Krimkrieg mit andern Gefühlen betrachtet als im westlichen Europa, und in den Vereinigten Staaten kann man auch diejenigen politischen und volkswirtschaftlichen Ansichten antreffen, welche einer zukünftigen Machtentwicklung Rußlands am günstigsten sind. In vielen Beziehungen hat man dort für die Riesendimensionen der russischen Verhältnisse und namentlich für die volkswirtschaftlich aufstrebenden Tendenzen ein mehr entgegenkommendes Verständnis als anderswo. Der Hauptgrund hiesür liegt aber weniger darin, daß man die Aufgabe der Entwicklung der Bodenkräfte eines riesigen Gebiets besser zu würdigen weiß, als vielmehr in der natürlichen Berührung der weltpolitischen Tendenzen. Ganz besonders ist hier der gemeinsame Antagonismus gegen Englands Kolonialmacht im Spiele. Während Rußland in Centralasien seine Interessen wahrnimmt und über seinen europäischen Perspektiven in keiner einzigen Beziehung vergißt, daß es nach der Kultur noch mehr als nach dem Gebiet ein asiatisches Staatsgebilde ist; während es ferner die eigentlich sogenannte orientalische Frage, d. h. zunächst die Interessen an der Türkei und an dem von der Beherrschung derselben abhängigen Handel nicht aus dem Auge verliert; — sorgt auch Nordamerika dafür, den Engländern in Indien und ihren sonstigen asiatischen Interessen von einer andern Seite zu begegnen, indem es sich zur Straße für die Verbindung der Weltmeere macht und so den

Ring, der durch Asien geht, nach Europa hin über den atlantischen Ocean schließt. Obwohl die Entwicklung und Brauchbarkeit dieses Ringes noch stark im Rückstande ist, so ist doch für die weitere Zukunft das englische Interesse von zwei Seiten her bedroht. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß England in seinen Interessen bereits mehr ein asiatischer als europäischer Staat sei, und daß sich zum Theil hieraus seine wachsende Zurückhaltung von den europäischen Kämpfen erkläre. Ist diese von Engländern selbst abgegebene Rechenschaft auch nur zum Theil wahr, so erklärt sie doch selbst unter einiger Einschränkung noch immer die Anziehungskraft, welche zwischen Nordamerika und Rußland in Rücksicht auf die großen Dimensionen der Volkswirtschaft besteht. Beide reichen einander gleichsam über den Kopf Englands hinweg, d. h. über Indien oder überhaupt Asien die Hand. Nebenbei bemerkt sind es auch die beiden einzigen Mächte, welche sich bis jetzt gegen die westeuropäische Handelspolitik entschieden gestemmt und ihre Tarifautonomie im Gegensatz zu den einbringlicher bindenden Handelsverträgen des letzten Jahrzehnts aufrecht erhalten haben.

Man darf sich daher auch nicht wundern, die wirtschaftliche Zukunft Rußlands grade in der amerikanischen Union mit den größten Erwartungen betrachtet zu finden. Ganz abgesehen von den politischen Sympathien, die einerseits auf dem Vorhandensein eines gemeinschaftlichen Gegners und andererseits auf dem natürlichen Mangel an sonstigen Berührungen oder gar Interessenkreuzungen beruhen, versteht man sich im Rahmen der amerikanischen Union begreiflicherweise auf die Würdigung unentwickelter Hilfsquellen des Bodens und auf die Veranschlagung der Macht, welche aus dem selbständigen Fortschreiten der Industrie erwachsen muß. Man kennt mit diesen Ansichten aber auch die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich trotz der größten natürlichen Hilfsquellen der Entwicklung der Volkszahl und Volkskraft auf einem Riesenterritorium entgegenstellen. Dennach ist man vermöge der eignen Erfahrungen geneigt, den früheren anscheinenden Stillstand der russischen Wirtschaftsentwicklung nicht als fernerhin maßgebend gelten zu lassen, sondern die ganz modernen technischen Faktoren, welche wie die Eisenbahnen vornehmlich erst im letzten Menschenalter zur entscheidenden Wirksamkeit gelangt sind, nach dem eignen Beispiel in Anschlag zu bringen. So groß der Kontrast zwischen Rußland und der Union in der innern politischen,

gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kultur auch ist, so besteht dennoch bei aller dieser Verschiedenheit eine sehr wichtige Ähnlichkeit. In beiden Reichen werden nämlich die allermodernsten Hilfsmittel der Technik unmittelbar auf fast unberührte Hilfsquellen der Natur übertragen, während in den hoch kultivierten Theilen des politisch maßgebenden Europa die modernen Faktoren bereits eine alte Wirtschaft- und Kulturschicht vorfinden. Es ist stets eine sehr interessante Erscheinung, wenn auf dem Boden der verhältnißmäßigen Unkultur unmittelbar die letzten Ergebnisse der Zivilisationstechnik abgelagert und fruchtbar gemacht werden. Dies ist aber, wenn auch unter sehr verschiedenen Verhältnissen, jetzt ebenso in Rußland der Fall wie seit etwas längerer Zeit in Nordamerika. Die Naturschätze sind in beiden Machtphären in den entscheidenden Hauptrichtungen praktisch unbegrenzt zu nennen, und die Frage ist einzig und allein nur die, was der Mensch zu ihrer Entwicklung vermögen werde. In Nordamerika, wo eine andere Race und andere geistige Kräfte, wo die europäischen und besonders die germanischen Ueberlieferungen fortarbeiten, ist die Beantwortung im Sinne eines beschleunigten Fortschritts nicht streitig. Für Rußland muß dagegen an eine Art Naturgesetz der Geschichte erinnert werden, vermöge dessen zwischen den Kulturleistungen und den Eigenschaften einer Race eine heilsame Beziehung besteht, welche die hervorragenden Völkerelemente einigermaßen gegen eine Ueberwältigung durch barbarische, mit modernen Machtmitteln operirende Existenzen so lange sichert, als sie nicht der Korruption anheimfallen. Der Hauptnerv dieses Gesetzes liegt in der volkswirtschaftlichen Unmöglichkeit großer Kraftentwicklung ohne vorgängige innere und sociale, ja man kann sagen geistige Kultur. Gibt es auch noch sehr wichtige andere Punkte, an denen dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so ist doch der volkswirtschaftliche Kraftgrad, welchen die roheren Verhältnisse nicht überschreiten lassen, der sicherste Schutz gegen ein allzu großes Mißverhältniß zwischen der Geltendmachung politischer Ansprüche und den wirklichen civilisatorischen Kulturleistungen. Nur die korruptirten, aus innern Gründen im Verfall begriffenen Staaten haben die ganz rohe, volkswirtschaftlich und social nicht nachhaltige und von keinem höheren Geisteselementen getragene Gewalt zu fürchten. Für die in gesunder Entwicklung und Wachstheigerung begriffenen Nationen ist daher die Umschau nach

der volkswirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der in andern Beziehungen rückständigen, aber äußerlich kolossalen Nachbarezistenzen eine Angelegenheit ersten Ranges.

Die Ansichten, welche über die künftig entscheidende Machtstellung der verschiedenen Länder auf dem Boden Europa's bisher noch am meisten umfließen und Glauben fanden, hatten sich jenseit des atlantischen Oceans bei hervorragenden Denkern schon längst geändert, und es hatte sich die neue Auffassungsart sogar in der Annahme einer künftigen Welttrias zugespitzt. Die drei entscheidenden Machtelemente, die allein auf Staatsexistenz ersten Ranges Anspruch haben würden, sollten die amerikanische Union, Deutschland und Rußland werden. Die volkswirtschaftlichen Ueberlegungen und Anzeichen hatten bei dieser Beurtheilung schon vor Jahrzehnten eine Rolle gespielt. Der Umstand, daß Deutschland mit seinen Machtelementen im Steigen begriffen war, war schon im Anfang der fünfziger Jahre grade denen am wenigsten entgangen, die bei ihrer Bemessungsart die gelegentliche Schmach irgend einer Wendung der laufenden Tagespolitik gar nicht in Anschlag brachten und sich nur an die wirtschaftlich und social reisenden Kräfte und an die Symptome der gesunden Volksentwicklung hielten. Haben sich diese Beurtheiler nun im Punkte Deutschlands nicht im Mindesten getäuscht und haben sie schon früh das germanische Europa, und zwar speciell die Hegemonie Deutschlands ins Auge gefaßt, so würde es voreilig sein, das Zubehör dieser Anschauungsweise ohne Weiteres zu verworfen und die große Rolle, die man Rußland von dieser Seite her zutheilt, für eine leichtfertige Prophezeiung zu halten. Allerdings wird die Zeitdauer hiebei einen gewaltigen Unterschied machen; denn es fragt sich nicht allein, ob Rußlands Weltstellung sich im Sinne jener Trias gestalten und neben Deutschland das westmächtlige und nicht etwa bloß das romanische Europa verdunkeln werde; — es handelt sich nicht bloß um das Ob, sondern um das Wann, und in diesem Punkt scheint der Amerikanismus etwas zu früh zu Ungunsten Englands zu schließen. In den großen amerikanischen Journalen von nationaler Farbe bilden die Bloßstellungen der neuern politischen Dummheit Englands seit lange ein Thema, welches bei jeder Gelegenheit und selbstverständlich auch wieder im gegenwärtigen Augenblick mannichfaltig variiert wird. So wahr es nun aber auch sein mag, daß England im Allgemeinen im

Rückgang begriffen ist und sein Handelsreich mehr und mehr untergraben sieht, so ist es doch thatsächlich auf der See noch immer eine erste Macht. Auch ist es nichts Neues und Ueber- raschendes, daß England in den Landaktionen entweder gar nicht oder nur im Anschluß an eine skandinavische Militärmacht zu handeln vermag, wofür bekanntlich der Krimkrieg noch das letzte Beispiel abgegeben hat. An sich würde also diese sekundäre Gestaltung der englischen Politik nicht überraschen können, zumal die asiatischen Interessen bei ihm immer mehr die europäischen überwogen haben. Dagegen ist allerdings seit ungefähr einem Jahrzehnt eine, im Vergleich mit dem Verlauf seiner früheren Geschichte ganz ungewöhnliche Schwäche Englands wahrzunehmen gewesen, die sich zum Theil aus der unnatürlichen Alliance mit seinem traditionellen Feinde Frankreich erklärt und in der innern Partei- und Regierungsgestaltung bis zum heutigen Augenblick ihr entsprechendes Gegenstück erhalten hat. Das Jahrzehnt von 1860—70 ist als eines der Unterordnung Englands unter die französischen Wünsche zu bezeichnen, und die allerneuesten Ereignisse haben die Romik einer Weltmacht zu Tage gefördert, die nicht wissend, an welche der beiden Schalen der Wage sie sich hängen dürfe, ohne bei der andern Ausstoß zu erregen, die Pöste mit dem Doppelvertrag wegen Belgien aufgeführt hat. Wären nicht Handelsinteressen im Spiele gewesen, so würde selbst die kleine Dosis von Entschließung, die zu diesem bizarren Stück Politik erforderlich war, gefehlt haben. Allein Belgien ist eine Handelsstufe Englands auf dem Kontinent, und es wäre sehr bedenklich für das Britenreich, wenn in diesem kleinen Staatchen irgend eine große Aktion direkt oder indirekt ihre Wurzeln triebe. Einer Haltung wie der englischen gegenüber steht sich natürlich Rußland im Rechte politischer Würde an, und man wird unwillkürlich zu der Frage gedrängt, woher diese Verschiedenheit zwischen dem wirtschaftlich unentwickeltesten und dem ökonomisch hochkultivirtesten Staate herrühre. Die Weite des Territoriums kann den Unterschied am allerwenigsten begründen, da England denselben durch die Kolonien mehr als aufwiegt und mit seinen Dependenz in bequemem Verkehr steht als Rußland mit seinen eignen entfernteren Provinzen. Die Zusammenfassung der Kraft ist für das Reich der Briten unvergleichlich leichter als für das der Russen; der natürliche Schutz der insularen Lage des Stammlandes hat seit

jeder eine Rolle gespielt und eine Armee aufgewogen. Dagegen ist die eventuelle Kraft zum Angriff, ohne welche auch die Vertheidigung in überseeischen Positionen keinen Sinn hat, stets ziemlich gering gewesen und gegenwärtig aus Gründen der innern Klassenpolitik kaum in erheblichen Anschlag zu bringen. Die Neigungen der tonangebenden Klassen Englands sind so sehr an eine indirekte Ausbeutung der Welt durch den Handel und durch die Beeinflussung der Handelspolitik anderer Staaten gewöhnt und so sehr an ihre nächsten Privatvortheile gefesselt, daß sie zur direkten Wahrnehmung der Landesinteressen gegenwärtig in hohem Grade unfähig geworden zu sein scheinen. Letzteres steht nun im entschiedensten Kontrast zu dem Wesen der russischen Autokratie mit ihrem steigenden National- und Staatsgefühl und ihrer Unterordnung der wirtschaftlichen Partikularinteressen unter die dominirenden Zwecke des Reichs und Staats.

Bei Manchen erregt es noch heut ein Lächeln, wenn man von russischer Manufakturindustrie spricht, ohne zugleich eine gewisse Verachtung für diese vermeintlichen Zwergbestrebungen auszudrücken. Ueber die kürzlich arrangirte russische Industrieausstellung zu Petersburg ist in diesem Sinne von den eifersüchtigen Konkurrenten allzu einseitig abgesprochen worden. Es kommt der russischen Industrie gegenüber, von deren ernstlicher Entwicklung vor einer nachhaltigen russischen Kraftentfaltung nicht die Rede sein kann, darauf an, nicht die Wünsche der fremden Mitbewerbung auf dem russischen Markt, sondern ganz einfach die Thatfachen sprechen zu lassen. Eine Umschau nach den entscheidenden Anzeichen des volkswirtschaftlichen Zustandes Rußlands ist gegenwärtig durch ein umfassendes Werk über das „Czarenreich“ sehr erleichtert. Die russische Statistik ist bekanntlich noch ziemlich unformlich und unzuverlässig, so daß die gelegentlichen und gewöhnlich umlaufenden Angaben, die im besten Falle aus zerstreuten und unzusammenhängenden Quellen geschöpft sind, einen verhältnißmäßig noch geringern Grad von Zutrauen verdienen. Um so wichtiger ist es, ein aus Hunderten von Quellenwerken mit Ordnung, Umsicht und in vielen Beziehungen mit Urtheil zusammengestelltes Bild der russischen Volkswirtschaft vor sich zu haben, wie es mit dem jüngst erschienenen vierten Bande des fraglichen umfassenden Werks über das Czarenreich (M. J. S. Sch n i g L e r, L'empire des Tsars, tome IV. Les intérêts matériels, Paris 1869) geliefert

worden ist. Es ist dieser vierte, die materiellen Interessen, d. h. Ackerbau, Manufakturen und Handel darstellende Band keineswegs überwiegend ein trocknes Tabellenwerk, sondern eine systematische Besprechung der Thatsachen und Fragen, zu welcher die eingereichten Zahlen und Tafeln eine gut geordnete und ausgiebige Grundlage bilden. Die Geschichte der Handelspolitik sowie der volkswirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen wird in übersichtlicher und bis auf die letzten Maßregeln reichender Weise herbeigezogen, um die gegenwärtige Situation zu kennzeichnen. Die kommunikativen Bestandtheile und die eigenthümlichen körperschaftlichen Verhältnisse der russischen Agrarverfassung werden in Betracht gezogen, und übrigens ist das Werk von jedem einseitigen volkswirtschaftlichen Doktrinarismus frei genug, um die neuesten direkten Bestrebungen der Staatsgewalt zur Entwicklung der materiellen Interessen nicht zu unterschätzen. In der Schilderung des Industriezustandes geht es im Detail weit genug, um seiner Absicht zu entsprechen, zugleich ein orientirender Führer für die mit größeren Dimensionen rechnende Privatpekulation sein zu können. Es bemüht sich besonders um die Bezeichnung der Richtungen, in denen der Unternehmungsgeist die ergiebigsten Bethätigungen zu gewärtigen hat, und läßt sich häufig auf die einzelnen Gruppen der Etablissements, ja auf die einzelnen größeren Einrichtungen ein. Es ist ein lesbares Handbuch mit einem Grade von Wissenschaftlichkeit und zugleich praktischer Brauchbarkeit, wie man es auf dem Gebiet der noch sehr unverdaulichen russischen Volkswirtschaftsstatistik im Rahmen einer allgemeinen Schilderung des Czarenreichs bisher nur irgend erwarten konnte. Doch bleibe es nicht unerwähnt, daß der Verfasser, der seit 1839 korrespondirendes Mitglied der Petersburger Akademie ist, schon damals in seinem Diplom für die Verbreitung richtiger Begriffe über Rußland ausdrücklich belobt wurde und auch jetzt unter den Auspicien der kaiserlichen Regierung und der Akademie gearbeitet hat. Man wird daher die für Rußland ungünstigen Seiten der Sache nicht grade pointirt finden und dieselben nicht selten aus andern Quellen anzufuchen haben. Trotzdem ist aber der Charakter der Darstellung ruhig und wissenschaftlich genug, um das Material für die verschiedensten Auffassungen unwillkürlich in ziemlicher Gleichmäßigkeit zu liefern. Auf eine scharfe Kritik der Bodenlosigkeit, die den russischen Feststellungen statistischer Thatsachen oft mit Recht nachgesagt wird, kann man natür-

lich nicht rechnen. Nichtsdestoweniger ist aber auch so, unter Anwendung volkswirtschaftlicher Kritik und selbst bei völligem Mißtrauen gegen Maximalzahlen, von den Zuständen ein besseres Bild zu gewinnen, als welches man sich aus den traditionellen Eindrücken und Vorurtheilen zu konstruiren pflegt.

Wir lassen die gewöhnlichen Gesamtwürdigungen, die nur mit den allgemeinsten und in ihrer Unbestimmtheit oft ganz bedeutungslosen Elementen der volkswirtschaftlichen Position Rußlands rechnen, zur Seite, um uns vorzugsweise mit der eigentlichen Industrie und speciell mit denjenigen Theilen derselben zu beschäftigen, welche über das Maß der Gesamtkraft und namentlich der nach Außen verwendbaren materiellen Mittel entscheidend sind. Wir erinnern zuvor nur daran, daß man oft mit Unrecht auf die Bevölkerungszahl von 75 Millionen ein zu großes Gewicht legt und ebenso oft im entgegengesetzten Sinne übersteht, daß die Zerstreung dieser 75 Millionen Köpfe über mehr als einen halben Welttheil und die darans folgende wirtschaftliche und sonstige Ohnmacht ihre Bedeutung zu verlieren anfängt, wenn man nur den uns näher liegenden Theil dieser Bevölkerungsmaße ins Auge faßt. Im letzteren Falle rechnet man nicht mit dem ganzen europäisch-asiatischen Reich, sondern nur mit denjenigen Theilen, welche die meisten Aussichten haben, sich mehr und mehr durch das neue System von Verkehrsmitteln zusammenzuschließen. Ferner würde es unangebracht sein, die vorläufige Eingekränktheit der ökonomischen Macht Rußlands allein mit der Hinweisung abfertigen zu wollen, daß es auch in seinen entwickeltsten Theilen noch ganz überwiegend und wesentlich auf der Stufe des Ackerbaustaats befindlich ist. Die verhältnißmäßig sehr geringe Städteentwicklung und die Langsamkeit, mit welcher die wahrnehmbare Absonderung der Arbeitsteilung und der Industrie vor sich geht, erklären sich nämlich zu einem großen Theil aus dem Umstande, daß in den Gegenden mit rauhem Klima die nicht zu Ackerarbeiten verfügbare lange Zeit von 7—8 Monaten zur Ausbildung der rohesten technischen Fähigkeiten bei dem Ackerarbeiter selbst angeregt und so einen Betrieb von großem Umfang erzeugt hat, der nicht bloß auf die eignen Bedürfnisse gerichtet ist. Ganze Handwerkerdörfer sowie die vielfach verbreitete Sitte der Wanderungen auf Handwerker- oder Dienstarbeit (z. B. in den Associationen, welche man Artel's nennt) deuten auf Zustände, die zwar im Vergleich mit

den Formen der Industrieabsonderung der höheren Kultur sehr unentwickelt sind, aber in Anschlag gebracht werden müssen, wenn man die relative Selbstgenügsamkeit vieler Partien des russischen Ackerbaus nicht verkennen will. Es ist daher einerseits die russische Gewerblichkeit nicht so vorherrschend, wie in Mittel- und noch mehr Westeuropa, in den Städten oder in besondern Etablissements zu suchen, und es ist andererseits der russische Ackerarbeiter mit seinen Fähigkeiten keineswegs von eigentlich industrieller Verwendbarkeit in Fabriken so weit entfernt, als man häufig voraussetzt. Im Gegentheil ist er vielfach nach dieser Richtung hin in einem gewissen Sinne durch die Gewohnheit der getheilten Thätigkeit vorgebildet und bequemt sich der dargebotenen Gelegenheit zur Manufakturarbeit eher an, da er naturgemäß, d. h. vermöge der Einschränkung durch das Klima, viel Zeit zur Verfügung hat. Wo also nicht die Ausartungen des Trunkes, zu denen sich die Neigung ebenfalls klimatisch erklärt, als erhebliche Schwierigkeit mit zu großer Kraft entgegenwirken, da ist in der ländlichen Bevölkerung selbst ein verhältnismäßig guter Anknüpfungspunkt für die Einführung gesonderten und umfassenden Industriebetriebs vorhanden. Bedenklich ist dagegen das viel besprochene, specifisch moskowitzische Verhältniß in den socialen Arrangements, welches man neuerdings häufig als russischen Kommunismus bezeichnet und von der einen Seite als angestammten Vorzug sowie als Grundlage einer künftigen, die Kulturformen Europa's überragenden Entwicklung gepriesen, von der andern Seite aber als die historische Wirkung einer vor mehreren Jahrhunderten durchgeführten, auf Unterdrückung beruhenden Verschlechterung der Gesellschaftsverfassung verurtheilt hat. Wir können hier nicht in Erörterungen über die geschichtliche Abkunft eingehen, brauchen es aber auch nicht, da die gegenwärtige Sachlage, wie sie auch entstanden sein möge, an sich selbst in ihrer eignen Beschaffenheit entscheidend ist. Dieser Kommunismus ist eigentlich nur eine Gemeinschaft und Solidarität für Abgabenerfüllung und Steuerzahlung. Nicht die Landlose, die man ursprünglich alle Jahre, jetzt aber in den verschiedenen Provinzen verschiedentlich nach einer Reihe von Jahren neu, und zwar nach Maßgabe persönlicher Arbeitsfähigkeit und des Besitzes von Geräthschaften und Betriebsmitteln vertheilt, nicht diese Landanteile (Tiaglos), welche von der anscheinend höchst demokratisch organisirten und verfahrenen Bauerngemeinde ihren Gliedern

mit übrigens diskretionärer Gewalt zugewiesen werden und das Erbrecht am Grund und Boden ersehen, sind als positive Dotirungen die Hauptsache, sondern die daran geknüpften Lasten und Rentenleistungen bilden den Nerv der ganzen Institution. Die menschliche Persönlichkeit figurirt als Zubehör und Arbeitsmittel für ein Stück Land, aus welchem Renten, Abgaben und Staatssteuern mit Hilfe dieses menschlichen Instruments, unter grob solidarischer Verhaftung der ganzen Gemeinde herausgezogen werden müssen. Hiernach erklärt es sich, daß sich die Leute oft wehren, zu viele Antheile auf sich zu nehmen, indem sie den Leistungen nicht gewachsen sind. Auf der andern Seite dürfen sie aber bei diesem Lastenkommunismus auch nicht zu sehr auf die Versorgung durch die Gemeinde rechnen, da man vorzugsweise diejenigen, welche aus Mangel an Geräthschaften oder Arbeitsamkeit nichts übernehmen können oder wollen, als Heeresbürger der russischen Militärdisciplin zur höheren civilisatorischen Entwicklung ihrer für den Acker- und Steuerkommunismus unzulänglichen Eigenschaften überweist. Man sieht, daß dieser Kommunismus eine Art Polypendasein mit jener rohen Solidarität vorstellt, wie sie im Bereich des Asiaticismus auch sonst nicht selten ist und stets das Kennzeichen der Unterdrückung der menschlichen Persönlichkeit bildet. Diese Solidarität bezieht sich in erster Linie nicht auf die Gegenseitigkeit der Versorgung, sondern auf die Unterwerfung unter eine in der rohsten Weise Abgaben oder, besser gesagt, Kontributionen heischende Gewalt, die früher vorherrschend in einem allgemeinen Sinne des Wortes feudalistisch geartet war und mehr und mehr dem eigentlichen Staate Platz macht. Ein solches Polypendasein, in welchem der Mensch als Einzelnar gar nicht zählt, sondern so zu sagen nur als Stück Fleisch am vielarmigen Gesamthier und daher ganz ohne individuelle Unterscheidung verantwortlich gemacht wird, ist sicherlich der bedenklichste Zug im Bereich des russischen Volks- und Wirtschaftslebens und bürgt dafür, daß noch eine lange Zeit verstreichen müsse, ehe an die höhere individuelle Kräftentwicklung gedacht werden kann. Aus diesem Grunde wird auch die im letzten Jahrzehnt betriebene Aufhebung der vor drei Jahrhunderten eingeführten Leibeigenschaft und das hiemit verbundene Maß von Bauernemanzipation zunächst nicht ganz dieselben Wirkungen haben können, wie sie sich an die ähnlichen Maßregeln in Mitteleuropa geknüpft haben.

Faßt man hienach den günstigen und den ungünstigen Umstand, nämlich die industrielle Vorbereitung und das sociale Hinderniß der Selbständigkeit zusammen, so ergeben sich für die landwirtschaftliche Basis der russischen Volkswirtschaft ziemlich bescheidene Aussichten, indem erst das Stadium der individuellen Gesellschaftsentwicklung betreten werden muß, ehe an einen ernstlichen Wettstreit mit den Gebieten höherer Kultur zu denken ist. Das despotische Polypendasein der Massen, wie es dem Asiaticismus und Patriarchalismus überall entspricht, ist zwar sehr geeignet, die Wirkung wanderender und sich gegen andere Stämme wälzender Menschenhaufen zu unterstützen, ist aber nicht im Stande, in seinem eignen Rahmen jene elementaren wirtschaftlichen Kräfte zu befassen, ohne welche eine nachhaltige Machtentfaltung vom eignen Boden aus in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht verhältnißmäßig schwach bleiben muß.

Das russische Reich ist noch immer der regelmäßige Schauplatz örtlicher Hungersnöthe und Nothstände, denen die bis jetzt geschaffenen Verbindungen nicht zu begegnen vermögen. Dieser sehr natürliche Mangel an Zusammenschließung, welche den Ueberfluß der einen Gegend nicht für den augenblicklichen Zustand der andern verfügbar macht, wird durch Verkehrswege allein noch keineswegs in entscheidender Weise gehoben. Die gewaltigen Anstrengungen im Eisenbahnbau, welche aus militärischen und volkswirtschaftlichen Rücksichten innerhalb des letzten Jahrzehnts gemacht worden sind, verbürgen noch lange nicht einen ihnen entsprechenden wirtschaftlichen Verkehr. Sie sollen die Vorbedingungen des letzteren zum Theil erst ins Leben rufen, und man hat daher auch hier nicht ohne Weiteres von den Verhältnissen in Deutschland und Westeuropa einen Schluß zu ziehen. Eine Gegend steht trotz der besten Verkehrsmittel noch nicht in gehörigem wirtschaftlichen und noch lange nicht in organischem Zusammenhang mit andern Gebieten und Menschengruppen, wenn nicht zwischen beiden eine wirkliche Verschiedenartigkeit der Produktion und eine interprovinzielle Arbeitstheilung entwickelt ist. Provinzen mit noch ganz rohem Ackerbau mag man noch so viel mit Schienenwegen verbinden; es wird hiedurch an sich keine derselben in den Stand gesetzt, in erheblichem Maß von der andern zu kaufen; denn womit sollten sich die ganz gleichartig producirenden Kreise schließlich bezahlen? Sie haben nichts gegen einander auszutauschen und könnten höchstens in Zeiten der

örtlichen Noth einander leihweise ausshelfen, ohne daß sich hieraus ein auf die regelmäßige Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Leistungsfähigkeiten begründeter Verkehr zu entwickeln vermöchte. Ueberall in der Welt sieht man es, daß die vorherrschend auf rohen Ackerbau angewiesenen Provinzen der Staaten auch dann schwach bleiben, wenn man sie mit Schienenwegen durchschneidet, und es kann regelmäßig nur die innigste Verbindung mit naheliegenden Industriebezirken sein, was den Ackerbau aus seiner Unvollkommenheit befreit und eine Verkehrsverknüpfung schafft, die auf wirklicher Gegenseitigkeit beruht. Andernfalls bleiben die verbesserten Kommunikationen nur Wege und Mittel, die Districte des rohen Ackerbaus auszunutzen, ohne daß dieselben davon sonderlichen Vortheil hätten. Die Eisenbahnen nugen also erst da erheblich, wo ihnen eine entsprechende Entwicklung der Produktion entgegenkommt, und wo das Netz bereits einigermaßen bis zu den Verbindungen zweiter Ordnung gelangt ist. Die Formirung der Hauptäste des Ackerbaus deutet wie im Organismus auf einen noch sehr embryonischen Zustand. Die großen Linien arbeiten zunächst für denjenigen Handel, welcher auch ohne sonderliche Manufakturindustrie besteht und am meisten den Luxus und grundherrlichen Glanz dienstbar ist. Auch klagen die Schriftsteller grade rücksichtlich Rußlands über das ungeheure Mißverhältniß, welches zwischen der verschwenderischen Ueppigkeit und schaustellerischen Prachtliebe der wenigen Reichen und dem geringen Lebenscomfort der Massen besteht. Diese Erscheinung erinnert nicht etwa bloß an die orientalisches-despotische Art und Weise, sondern ist überhaupt überall mehr oder minder ein Begleiter des rohen Ackerbausystems, indem der Arbeitsertrag von Hunderten und Tausenden emancipirter oder nicht-emancipirter Ackerflaben auf fernen Märkten gegen einen unverhältnißmäßig geringen Betrag von Luxusartikeln umgesetzt wird. Das Aletorische dieses nicht bloß von den eignen, sondern auch von den fremden Ernten abhängigen ebenso unlufrativen als unzuverlässigen Geschäfts begünstigt bei dem Grundadel die bekannten verschwenderischen Sitten, die von so vielen Beobachtern und Historikern für die verschiedensten Länder konstatiert worden sind. Jene Erscheinung ist daher nicht in ihrem ganzen Umfang eine specifisch russische, obwohl die orientalische Ueberlieferung noch das Ihrige zur Steigerung derselben beiträgt. Die bessere Wirtschaftlichkeit im Ackerbau findet sich erst in der innigeren Be-

rührung und in jenem Stadium ein, in welchem der Landbau selbst unwillkürlich genöthigt wird, mit industriellen Mitteln zu arbeiten und selbst allmählig den Charakter einer systematischen Industrie anzunehmen. Dieses Stadium hat aber kaum für die allerentwickeltesten und in dieser

Eigenschaft nicht umfangreichen Gebietstheile Rußlands begonnen, und auch die Eisenbahnen werden, wie gesagt, in dieser Beziehung nicht sofort Wunder thun können, sondern erst im Verlaufe langer Zeiträume einen wirklichen volkswirtschaftlichen Kitt abgeben. Dr. Dühring.

N e k r o l o g.

Dies, Rudolf, badischer Geheimrath, Rath im Ministerium des Handels, Mitglied und Vorsitzender der Rheinschiffahrtskommission, bedeutend für die Statistik. Ver-

fasser eines trefflichen Werkes über die Gewerbe im Großherzogthum Baden, † am 3. Oktober zu Mündingen.

N e u e B ü c h e r.

Genossenschaftswesen in Deutschland, die Geschichte desselben. Von Schulze-Delitzsch. Berlin, Jantke.

Wirtschaft des Menschengeschlechtes, die, auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen, von J. Fröbel. 1. Bd. Leipzig, D. Wigand.

H a n d e l u n d V e r k e h r.

Die Münzfrage nach dem Kriege. Zu den schwebenden Fragen, deren Stand der deutsch-französische Krieg verändern wird, gehört auch die Münzfrage, sowohl was Deutschland allein, als was die Welt im allgemeinen anbetrifft. Beim Ausbruch des Krieges stand es so, daß nichts größere Aussicht auf Verwirklichung hatte, als der Vorschlag der Annahme des französischen Münzsystems für ganz Deutschland. Unter den öffentlichen Stimmen, welche sich über die Frage geäußert hatten — und ihrer waren seit zwei, drei Jahren sehr zahlreiche gewesen —, hatte dieser Vorschlag die Mehrheit; die Konservativen zur Rechten, welche die bestehende Silberwährung erhalten wissen und entweder mit dem Thaler den süddeutschen Gulden verdrängen oder beide durch die Mark (= $\frac{1}{3}$ Thaler) ersetzen wollten, und die Radikalen zur Linken, welche die Einführung der Goldwährung auf ein ganz neues System, das der metrisch einfach bemessenen Goldkrone gründen wollten, machten nur Minderheiten aus. Zwar zweigte sich von den Freunden des französischen Systems dann noch eine dritte, kleinste Minderheit ab, die sich gerade in das verliebt hatte, was alle Uebrigen als den einzigen großen Fehler des französischen Systems ansahen, nämlich die beibehaltene accessorische Silberwährung, also die Doppelwährung; aber durch diesen Dissens wurde die Thatsache weiter nicht beeinträchtigt, daß die große Mehrheit aller individuellen und korporativen Gutachten auf Adoption des Goldfranken- oder Goldguldenystems hinauslief, d. h. Uebergang zur Goldwährung mit dem Zwanzig- oder Fünf-

undzwanzigfrankenstück als Hauptmünze und dem einfachen Franken oder einem dritthalb Franken gleichkommenden „Goldgulden“ als Theiler und Renner. Der mehrjährigen Diskussion in der Literatur, in der Presse und auf öffentlichen Versammlungen war endlich auch ein erster Schritt zur praktischen Durchführung der Reform gefolgt, nachdem das Zollparlament dieselbe für eine gemeinsam deutsche Aufgabe erklärt hatte. Kommissäre des Norddeutschen Bundes und der drei süddeutschen Regierungen sollten in nächster Zeit zusammentreten, um zunächst Sachverständige zu vernehmen, welche die einzelnen Staaten schon bezeichnet hatten, und dann auf das gesammelte Material bestimmte ausführbare Vorschläge zu gründen. In der Presse tabelte man zwar, daß auf die erschöpfende öffentliche Debatte nochmals eine schwerlich zu neuen Ergebnissen führende Stoffsammlung und Gutachten-Einholung folgen solle, wünschte sich aber doch Glück, daß das Stadium des Handelns nun wenigstens beschritten sei. Das Resultat der kommissarischen Untersuchung und später der definitiven parlamentarischen Entscheidung konnte aller Wahrscheinlichkeit nach kaum ein anderes sein, als das der freien Erörterung in Schriften, Artikeln und Reden. Die Theilnahme Süddeutschlands zumal, das im Westen und Süden vom Franken-Gebiet umgeben ist, schien den auch im Norden allein schon sehr starken Anhängern des Goldfrankenystems das Uebergewicht verschaffen zu müssen. Die große übrigbleibende und mehr oder minder auch theoretisch noch ungelöste Schwierigkeit war nur, wie das dafür nöthige

Gold ins Land ziehen und das fortan überflüssige Silber los werden?

Der Krieg hat diese Lage gradezu auf den Kopf gestellt. Er verspricht die eben erwähnte materielle Schwierigkeit zu beseitigen, thürmt dafür aber einen Berg moralischer Hindernisse mitten in dem bereits eingeschlagenen Wege auf. Daß die Kriegskosten, welche Frankreich uns zu zahlen haben wird, insofern sie in gemünztem Golde bestehen, ausreichen werden uns mit hinlänglichen Vorräthen dieses Metalls zur Annahme der Goldwährung auszustatten, liegt so sehr auf der Hand, daß nicht Fachmänner, sondern Laien des Münzwesens zuerst darauf hingewiesen haben, z. B. Bürgermeister Grumbrecht in Harburg und Professor F. v. Holtendorff in Berlin. Zurück bliebe nur die Ausschcheidung des überschüssigen Silbers, von dem solche enorme Massen auf einmal an den Markt zu bringen den Preis drücken heißt; aber da es sich hier nur um ein paar Hunderttausende oder Millionen Gewinn oder Verlust, nicht um positive Unmöglichkeiten handelt, so genügt es zu wissen, daß wir nach einem siegreichen Kriege wohl in der Lage sein werden, eine derartige kleine Einbuße schlimmsten Falls zu verschmerzen. Das Gold für den Uebergang zur Goldwährung hätten wir also —, wenn auch noch nicht in der Tasche, so doch in sicherer Aussicht. Von selber verschwunden ist das einzige große Hinderniß, das bisher zwischen uns und einem zeitgemäßen Münzsystem stand.

Aber zu welchem Goldmünzsystem übergehen? — das ist die Frage, die nun plötzlich, könnte man sagen, eine wird, nachdem sie es bisher kaum mehr gewesen war. Die Voraussetzungen, von denen wir bisher gewohnt waren auszugehen, wenn wir uns für das Goldfranken- oder Goldguldenmünzsystem erklärten, haben sich durch den Krieg über Nacht gar wesentlich verändert. Werden wir nach einem solchen Ueberfall und Zusammenstoß noch in der Stimmung sein, das französische Münzsystem in Deutschland einzuführen? und verspricht, es zu thun, noch dieselben Vortheile wie bisher?

Eine abgeneigte Stimmung gegen den Franken und den Napoleonsdor wäre natürlich genug, nachdem das Frankenvolk unter seinem Napoleon uns solche schwere Opfer edlen Bluts muthwillig auferlegt hat, brauchte aber doch nicht nothwendig den Ausschlag zu geben. Auch wenn nichts derartiges vorgefallen wäre, würden wir das französische System ja nicht mit Haut und Haar uns slavisch angeeignet haben,

sondern mit Auswahl dessen, was daran gut und stichhaltig, mit Verwerfung des Falschen, wie z. B. der Doppelwährung. Wir hätten es ferner offenbar nicht im mindesten gethan, um den Franzosen einen Gefallen zu thun oder dem französischen Nationalgenie eine Huldigung darzubringen. Das fragliche System ist obendrein schon seit Jahren nicht mehr rein französisch, sondern gehört Italien, Belgien und der Schweiz ebenso gut an, — diesen Ländern sogar, wenn man ihre wiederholten Proteste gegen den Fortbestand der Doppelwährung erwägt, in einem höheren Grade als Frankreich, so weit es sich um den wahrhaft guten Kern des Systems handelt. Nur weil dasselbe an sich brauchbar, unsern Bedürfnissen entsprechend, und weil die Annahme eines in Nachbarländern schon bestehenden Systems für den internationalen Verkehr von erheblichem Werthe, weil in dieser Richtung ferner am wahrscheinlichsten das erwünschte Ziel einstiger universeller Münz-Einigung gelegen, — deshalb hätten wir ohne den Krieg das jenseits des Rheines geltende Goldmünzsystem muthmaßlich angenommen, und deshalb könnten wir es an und für sich wohl auch nach dem Kriege noch annehmen, ungeachtet es Manchem von uns einigermaßen wider die Natur gehen möchte, da solche Stimmungen denn doch im Grunde nicht verdienen, über wirkliche, echte und dauernde Interessen den Sieg davonzutragen.

Es fragt sich also nur, ob diese Interessen nach dem Kriege noch denselben Weg weisen wie vorher. Verspricht die Annahme des Goldfrankenmünzsystems noch gleich hohe und umfassende Vortheile?

Selbst Herr de Parieu, der eifrige und höchst ehrenwerthe Vorkämpfer der Weltmünzeinigung auf dieser Grundlage, könnte diese Frage nicht bejahen. Der Krieg hat schon sehr bald nach seinem Ausbruch, lange vor der Katastrophe von Sedan und der Einschließung der Stadt Paris das Land aus der Metallgeld-Cirkulation in die Papiergeld-Cirkulation gestürzt; die Noten der Bank von Frankreich haben Zwangskurs erhalten und werden in kleineren Apoints als bisher ausgegeben, das baare Geld vertrieht sich oder flüchtet über die Grenze, die Banknoten werden bald durchweg nur noch mit einem Abzug vom Nennwerth angenommen werden, und es ist so gut wie gewiß, daß die Valutastörung den Krieg lange überleben wird. Dann tritt Frankreich zu Italien, Oesterreich, Rußland und den Vereinigten Staaten, in die Reihe der Länder, wo statt der größeren Münzen nur bedruckte

Zettel von Hand zu Hand gehen und den Tausch vermitteln. Unter den vier Staaten des lateinischen Münzvertrags vom 25. December 1865 sind es dann nur noch die beiden kleinen, Belgien und die Schweiz, wo Goldmünzen circuliren, — und auch in ihnen, Dank der egoistischen Münzpolitik der Bank von Frankreich, nur noch sehr sparsam, es sei denn daß sie selbst neue ausprägen oder fremde, wie z. B. englische Sovereigns und amerikanische Eagles, ins Land ziehen. Der Vortheil gleichen Münzsystems mit den Nachbarn, den die Adoption der Goldfrankenwährung uns früher dargeboten hätte, schrumpfte dadurch außerordentlich zusammen. Ziemlich ähnlich ist es mit der dadurch eröffneten Aussicht auf universelle Münzeinheit, wenn Frankreich durch papierene Valuta und allgemeine politische Depression der bisher behaupteten Initiative in Münzsachen beraubt wird.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Uebergang zur sogenannten lateinischen Währung würde gewisse vertragsmäßige Verabredungen mit den Staaten voraussetzen, die den lateinischen Münzbund von 1865 ausmachen: über die Feinheit der Ausprägung, die Grenzen der Abweichung vom gesetzlichen Gewicht, das Maß der auszugebenden Scheidemünze (das man gewöhnlich auf den Kopf der Bevölkerung bemißt) u. s. f. Ist es nicht einigermaßen unwahrscheinlich, daß gleich nach einem furchtbaren Kriege Deutschland und Frankreich zur Abschließung derartiger Vereinbarungen aufgelegt sein werden? werden sie sich nicht mindestens die nächsten Jahre hindurch beiderseitig auf das schlechthin nothwendige Maß von Verkehr beschränken wollen? Uns, denen es weniger schwer fallen dürfte wieder anzuknüpfen, lockt dazu im gegebenen Falle ein weit schwächerer Reiz, eben wegen der anzunehmenden nachhaltigen Zerrüttung des französischen Geldwesens.

Bisher mochte man die Schwierigkeit der Herbeiziehung des nöthigen Goldes zum Theil dadurch aus dem Wege zu schaffen hoffen, daß man auf das nächste große Geld-Reservoir, also auf den französischen Münzumsatz, einen hinlänglich starken Reiz ausübte, z. B. durch Annahme der Zwanzigfrankenstücke an allen öffentlichen Kassen zu einem nicht zu niedrigen Satze in Silber. Dafür war es denn natürlich eine Erleichterung, wenn man als definitives Münzsystem eben das französische adoptirte. In Zukunft ist das aber weder möglich noch nothwendig. Frankreich wird nach dem Kriege im Privatverkehr keine Goldmünzen mehr abzugeben

haben, und wir sind nicht mehr auf seine Vorräthe angewiesen, weil wir eine genügende Summe beim Friedensschluß von Staat zu Staat empfangen werden. Ob wir diese unserem nationalen Münzumsatz in Natur einverleiben oder vorerst umschmelzen, ist ziemlich einerlei. Das Letztere kostet nicht mehr als die Prägungskosten, und wenn es die werth ist, darf uns die Ausgabe nicht reuen.

Es kann sie aber leicht werth sein, wofür wir aus der kostbaren Gelegenheit, welche sich hier vor uns eröffnet, etwas zu machen wissen. Nicht ihr Münzsystem als solches gilt es jetzt länger den Franzosen zu entlehnen, sondern die Ideen, auf denen dasselbe beruht, und die Initiative für deren allgemeine Durchführung. Frankreich hat diese Initiative in den Jahren 1865—67 mit ermutigendem Erfolg ergriffen, dann aber wieder fallen lassen grade vermöge jener Pläne eines falschen und barbarischen Ehrgeizes, die jetzt an Deutschlands nationaler Einigkeit und Ueberlegenheit zu Schanden geworden sind. Umsonst trieb der intellektuelle Urheber des Münzvertrags von 1865 und Präsident der europäisch-amerikanischen Münzkonferenz von 1867, E. de Parieu, zur Verfolgung der betretenen edlen Bahn: die Machthaber setzten ihm einen stumpfen und stummen, aber zähen Widerstand entgegen, weil sie zum Behuf der neuen militärischen Abenteuer, welche sie im Sinne hatten, der Doppelwährung und der dadurch bewahrten Möglichkeit, Stürme auf die Bank von Frankreich eine Weile mit silbernen Fünffrankenthalern abzuschlagen, nicht entbehren konnten, und die Abschaffung der Doppelwährung französischerseits doch der erste Schritt sein mußte, um die auf Einheit und Ausgleichung gerichtete universelle Münzreform mit Erfolg zu betreiben. Mit den Niederlagen und Kalamitäten dieses Krieges hat Frankreich jede Fähigkeit verloren, den am Boden schleifenden Faden wieder aufzunehmen. An Deutschland ist es, sich desselben zu bemächtigen. Wir sind dazu in einer wundervollen Lage: unser eigenes zersplittertes und veraltetes Münzwesen drängt mit unwiderstehlicher Gewalt auf eine Radikalreform hin; die französische Kriegseinschüßigung wird uns in den Stand setzen, ohne jeden Zeitverlust zu der allein noch zeitgemäßen Goldwährung überzugehen; kein sachlicher Zwang, keine nationale Voreingenommenheit treiben uns zu einer Wahl, die andern Nationen mißfallen muß, oder halten uns von irgend einer andern Wahl ab, welche geeignet ist die übrigen in Betracht kommenden Völker

zu sich herüberzuziehen, und unsere Weltstellung endlich nach dem großen uns aufgedrungenen Unternehmen, das wir im Begriff stehen ruhmvoll zu vollenden, ist der Art, daß kein Staat eher als wir Aussicht hat zum Ziele zu gelangen, wenn er irgend welche andere Staaten auffordert, sich mit ihm zur gemeinsamen Lösung einer großen einleuchtenden Kulturaufgabe zu verbinden.

Unter den fremden Staaten kommt in erster Linie England in Betracht, in zweiter die Vereinigten Staaten von Nordamerika — die andern beiden großen Staatsgestaltungen der germanischen Rasse. England ist außer Deutschland gegenwärtig die einzige Großmacht, deren Geldwesen auf solider Metallbasis und nicht auf entwerthetem Zwangspapiergelde beruht; es hat vor uns voraus die Goldwährung, und sein Sovereign wird in der ganzen Welt gern angenommen, wo überhaupt christliche Kultur eine Stätte gefunden hat. Trotzdem und ungeachtet der stolzen insularen Selbstgenügsamkeit der Briten hatten doch schon die von Frankreich ausgehenden Münzeinheits-Bestrebungen auf England hinlängliche Wirkung geäußert, daß es im vorigen Jahre einen Parlamentsausschuß niedersetzte, um die Thunlichkeit eines Anschlusses an das lateinische Münzsystem in Erwägung zu ziehen. Dies sollte, wie man annahm, in der Form geschehen, daß die Feinheit der englischen Goldmünzen von $\frac{11}{12}$ reinen Goldes auf $\frac{10}{10}$, die französische Feinheit, herabgesetzt, und der Sovereign so weit reducirt werde, daß er dem neu auszunehmenden Fünfundzwanzigfrankenstück genau gleich sei. Die Mehrheit des Ausschusses sprach sich nun zwar dagegen aus, einer noch ziemlich weitaussehenden Weltmünzeinheit zu Gefallen an dem bewährten britischen System zu rütteln. Aber es wagte ihr Votum beinahe auf, daß bald nachher der Schatzkanzler Lowe, ein Staatsmann von großen Gaben und ungewisshast wachsender Macht, seine Stellung zu der Frage so bezeichnete, man könne allerdings den Sovereign auf den Werth des Fünfundzwanzigfrankenstücks reduciren, wofern Frankreich nur vorher seine unglückliche Doppelwährung abschaffen wolle. Hatte er schon eine Bitterung, zu welchen geheimen Zwecken man in Paris so zähe an dieser Doppelwährung klebte? suchte er, indem er den Reiz zur Wiederaufnahme der Münzeinheitsbestrebungen für die französische Regierung erhöhte, ihren friedensstörenden Tendenzen entgegenzuwirken? Das von ihm empfohlene Mittel, um den höher ausgeprägten Sovereign auf das

genaue Maß des Fünfundzwanzigfrankenstücks zu bringen, bestand in der Einführung eines Schlagschatzes als Preis der Prägung, den die königlich großbritannische Münze gegenwärtig nicht erhebt. Was der englische Finanzminister aber schon damals den Franzosen in Aussicht zu stellen für unbedenklich hielt, das werden die englischen Staatsmänner im allgemeinen und das Parlament vielleicht auch uns Deutschen nicht dauernd verweigern. Der englisch-deutsche Verkehr ist nicht ganz so beträchtlich wie der englisch-französische, aber immerhin doch groß genug, um das aus ihm fließende Motiv für übereinstimmendes oder leicht und bequem ausgleichbares Münzwesen ziemlich gleich wirksam zu machen. Dreierlei muß von Jahr zu Jahr die hierauf hindrängende Stimmung verstärken: der Waaren-Austausch, der Reisenden-Besuch und die Anlegung englischer Kapitalien in deutschen Papieren. Letztere, bisher unbedeutend, strebt seit unserm Siege über Frankreich mit einer gewissen ungestümen Zärtlichkeit nach neuen Gelegenheiten, denen Gleichheit des Münzsystems außerordentlich zu Statten kommen würde. Der Londoner Geldmarkt mit seiner Kapitalüberfüllung bedarf augenblicklich unserer mehr als wir seiner; er kann es kaum erwarten, daß eine neue deutsche Staatsanleihe drüben zur Zeichnung aufgelegt werde, wie die wiederholten Aufforderungen der City- und Lombardstreet-Organen beweisen. Das gewährt unsern Staatsmännern vielleicht die Handhabe, um Münzbesprechungen mit dem Inselreich einzuleiten.

Von den Großstaaten ohne Metallvaluta sind die Vereinigten Staaten wohl derjenige welcher am ehesten Aussicht hat, dieses unentbehrliche Fundament wirtschaftlichen Gedeihens wiederzuerlangen. Die Finanzpolitik zu Washington wird ja nicht ewig in Stümper- und Pfluscherhänden bleiben. Noch bevor indessen das Goldagio verschwunden ist, haben amerikanische Politiker eifrigen Antheil an den Versuchen Europa's genommen, das praktisch beste Münzsystem zu finden und allgemeine Annahme zu empfehlen. Einige von ihnen sind auf Herrn von Pariet's Seite getreten; Andere haben mit einzelnen deutschen Federn um die Wette ein ganz neues System empfohlen, das auf einem ohne Bruch auskommenen metrischen Gewicht seinen Goldes beruhen und thatsächlich die deutsche Goldkrone, diese todgeborene Schöpfung des Wiener Münzvertrags von 1857, rehabilitiren würde. Die letzten Wochen haben ohne Frage ein wesentliches Hinderniß für eine derartige

Lösung, die durch ihre äußerliche theoretische Korrektheit besticht, bei Seite geschoben. In dessen da für jetzt wenigstens die Vereinigten Staaten noch nicht zur Metallvaluta zurückgekehrt sind, so könnte selbst ihre Zustimmung allein uns schwerlich zur Adoption dieser Idee bewegen. Der Kugel, etwas unbedingt neues hinstellen und der übrigen Welt zur Aneignung aufdrängen zu wollen, darf diese Frage so wenig beherrschen, wie eine gehaltlose Schwärmerei für ganze Zahlen ohne Bruch. Es kommt darauf an, für welches Goldwährungssystem man in der kürzesten Frist eine möglichst große Summe von Millionen civilisirter und mit uns verkehrender Völker zusammenbringen kann; und wenn dies z. B. das Goldguldenystem sein sollte, das sich mit dem System des lateinischen Münzvertrags, mit der Frankenrechnung Belgiens und der Schweiz einfach ausgleicht, während England möglicher Weise bereit wäre, seine Sovereignsprägung danach zu modificiren, Oesterreich es principiell schon 1867 adoptirt hat, und Schweden sich ansieht dazu überzugehen, so dürfen abstrakte Liebhabereien oder grundlose nationale Präsumtionen davon sicherlich nicht abhalten.

Die Hauptsache ist und bleibt, daß Deutschland sich die Gunst des Augenblicks nicht entschlüpfen lasse, um seine eigne Münzreform mit der ihm unerwartet gewährten vollkommenen Freiheit des Handels darat zu gestalten, daß sie die Münzsysteme einer möglichst großen Zahl gestitteter und handeltreibender Völker einander möglichst nähert, und das von den Franzosen aufgestellte, aber preisgegebene Ideal allgemeiner Münzeinheit so von einem neuen bewegenden Mittelpunkt aus verwirklicht werde.

21. September. A. Lammer's.

Telegraphenstatistik. Nachstehende, von Sauer nach der dem Norddeutschen Reichstag vorgelegten Statistik berechnete Tabelle (Bremer Handelsblatt) gibt die Gesamtzahl sämmtlicher zur Ausgabe und Bestellung bei den Postämtern der bezeichneten Städte eingegangenen Briefe, sowie

die Zahl der aufgegebenen Telegramme, ungeachtet die angekommenen oder übertragenen.

1868	Einwohner	Zahl der		Auf den Kopf	
		Briefe	Telegr.	Briefe	Telegr.
Berlin . . .	702,437	18,004,176	620,776	26	0,85
Hamburg . . .	261,691	7,316,100	249,510	28	0,93
Breslau . . .	171,926	4,573,494	136,521	26	0,80
Leipzig . . .	90,824	4,141,080	112,540	45	1,26
Frankfurt . . .	83,507	4,524,696	218,869	54	2,6
Bremen . . .	74,574	1,993,230	81,743	27	1,09
Stettin . . .	65,719	1,640,340	105,291	25	1,70
Chemnitz . . .	58,573	1,310,958	40,334	22	0,80

Nachstehende Tabelle ferner gibt die Summe der Portoeinnahme und diejenige der Gebühren für beförderte Telegramme.

1868	Einwohner	Einnahme an		Auf den Kopf	
		Briefporto	Telegr. Gebühr	Briefporto	Telegr. Gebühren
		Tblr.	Tblr.	Tgl. Sgr.	Tgl. Sgr.
Berlin . . .	702,437	1,178,727	349,917	1 20	— 14,9
Hamburg . . .	261,691	642,829	240,588	1 13	— 26,8
Breslau . . .	171,926	285,904	52,285	1 19	— 9,1
Leipzig . . .	90,824	331,062	52,364	3 19	— 17,3
Frankfurt . . .	83,507	335,935	160,891	4 —	1 27,8
Bremen . . .	74,574	200,871	100,463	2 20	— 1 10,4
Stettin . . .	65,719	145,388	64,008	1 20	— 29,2
Chemnitz . . .	58,573	97,917	17,978	2 6	— 9,3

Endlich erhellt aus der nachstehenden Tabelle der aus der Zahl der aufgegebenen Telegramme und der dafür erhobenen Gebühren berechnete Durchschnittspreis für je eine Depesche von den verschiedenen Haupthandelsplätzen:

Berlin . . .	16,9 Sgr.	Frankfurt . . .	22,5 Sgr.
Hamburg . . .	28,1 =	Bremen . . .	36,8 =
Breslau . . .	11,5 =	Stettin . . .	18,2 =
Leipzig . . .	13,9 =	Chemnitz . . .	13,3 =

Während Frankfurt, Stettin, Leipzig im Verhältnis zur Bevölkerung eine größere Anzahl Telegramme aufweisen, zahlen sie andererseits relativ niedrigere Sätze. Bremen, welches in Stückzahl und Einnahme nach dem Verhältnis der Bevölkerung nur den zweiten und dritten Rang einnimmt, zahlt dagegen verhältnißmäßig die höchsten Sätze, woraus erhellt, daß sein Telegraphenverkehr auf weitere Entfernungen denjenigen aller anderen Städte relativ überragt.

Neue Bücher.

Ostiens Verkehrs- und Handelsverhältnisse. Von A. Hipp. Prag, Junger.

Breuben. Vergleichende Uebersicht des Ganges der Industrie, des Handels und Verkehrs im preussischen Staat. 1868. (Preussische Statistik 22.) Berlin, Statistisches Bureau.

Suez-Canal. Notizen zur Orientirung in den durch den Suez-Canal erschlossenen westasiatischen und ostafrikanischen Handelsgebieten, von Gödel = Zan = nov. Triest, Kievar. Anstalt.

L a n d w i r t h s c h a f t .

Die Düngerfrage, welche vor wenigen Jahren noch die landwirthschaftliche Welt fast ausschließlich in Anspruch nahm und seit F. v. Liebig's Wirksamkeit auch in anderen Kreisen vielfach erörtert wurde, hat in der jüngsten Zeit, wenn schon noch nicht in allen für den Landwirth wichtigen Beziehungen, so doch in der Hauptsache ihre endgültige Erledigung gefunden. Man weiß jetzt zur Genüge, welcher Nahrungsmittel die Pflanze bedarf, welche Stoffe dem Boden entzogen werden und welche Materialien zum Wiedereinsatz außer dem für weitaus die meisten Fälle in der Summe seiner Wirkungen unersetzbaren Stalldünger vorzugsweise geeignet sind. Den Düngerfabriken bleibt nach wie vor die wichtige Aufgabe gestellt, derartige Materialien einmal in marktfähige, die Transportkosten lohnende Waare zu verwandeln, zum anderen sie assimilationsfähig, d. h. unter der Einwirkung von Boden und Klima in erwünschtem Sinne wirkungsfähig zu machen. Der Düngerhandel hat großartige Dimensionen angenommen, gibt Tausenden den ganzen Beschäftigung, umspannt schon den ganzen Erdbreis, zählt mit seinen Fabrikaten und Naturprodukten schon nach Hunderttausenden von Zentnern und zeigt doch im Ganzen genommen erst den Anfang dessen, was einst sein wird.

Die Landwirthschaft hat die Aufgabe, auf gegebener Fläche das größtmögliche Quantum von Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu produziren und dadurch der zunehmenden Bevölkerung die Bedingungen zur Existenz zu liefern; die Düngerfabrikation und der Düngerhandel bilden hierzu eines der wichtigsten Hilfsmittel. Man kann im Großen und Ganzen annehmen, daß für intensiven Mittelbetrieb pro Hektare landwirthschaftlichen Areal's ein Aufwand von 4 Thlr. pro Jahr für Kunst- oder Handelsdünger das Minimum dessen repräsentirt, was zur nachhaltigen Steigerung der Erträge neben dem in der Wirthschaft erzeugten Dünger aller Art zur Verwendung kommen sollte. Europa hat nach einer, für unsere Zeit sicher nicht mehr zutreffenden, Berechnung in Hubed: „Die Landwirthschaftslehre in ihrem ganzen Umfange“, Wien 1853, Bd. III, S. 152, an 500 Millionen österröcherischer Joeh landwirthschaftlich benutztes Areal, oder in runder, den heutigen Verhältnissen besser ent-

sprechender Summe etwa 300 Mill. Hektaren. Der Düngerhandel müßte also, wenn dereinst in ganz Europa ein halbwegs intensiver Landbau Platz greifen sollte, pro Jahr über 1200 Mill. Thlr. Werth produziren, respektive in Umlauf bringen. England allein verwendet gegenwärtig schon den 12. Theil davon, und in Deutschland wird in den Rheinprovinzen, und etwa noch in der Provinz Sachsen schon weit mehr wie nur 4 Thlr. pro Hektare zum Ankauf von Handelsdünger verwendet. Schon jetzt wird man den Gesamtumsatz in diesem Gebiete für ganz Europa auf weit über 200 Mill. Thlr. *) veranschlagen dürfen und wird nicht gerade viele Handelsartikel haben, welche an Bedeutung des jährlichen Umsatzes diesen übertreffen.

Noch zu Anfang des Jahrhunderts verwendete man außer dem Stalldünger und solchen Materialien, welche der Landwirth auf eigenem Grund und Boden oder doch in nächster Nähe als fertige Naturprodukte fand, kaum irgend ein anderes Düngemittel, wenn schon selbst bis in das 15. Jahrhundert und vielleicht noch frühere Zeit Versuche ragen, durch künstliche Mittel die Erträge zu steigern. Ein kurzer Rückblick auf dieselben ist gewiß von Interesse, für das Verständnis des hinter uns liegenden Streites aber unerlässlich; leider besitzen wir nur wenige sichere Nachrichten aus früherer Zeit; das Wesentlichere bringt Fraas in seinen Werken über Geschichte der Landwirthschaft; weitere Andeutungen finden sich in älteren landwirthschaftlichen Werken.

Als charakteristisch für die ganze Zeit bis zu F. v. Liebig muß es betrachtet werden, daß man immer glaubte, in nur einem einzigen Stoffe das Prinzip der Fruchtbarkeit der Felder aufzufinden zu können; in dem jüngsten Streite finden wir noch den Anklang daran; der Kampf für Humus und später Stickstoff, gegen welche man die Mineralstoffdüngung stellte, beweist zur Genüge, daß Diejenigen, welche sich zu deren Vertheidigern aufgeworfen hatten, die heute unbefristete Wahrheit noch nicht voll erkannten, vielleicht zum Theil nicht erkennen wollten. Wir wissen jetzt, daß die Pflanze ebenso wie der Mensch oder irgend ein Thier einer Mehrheit

*) Die großen Summen, welche alljährlich für Kalk, Mergel und ähnlichen Dünger verwendet werden, sind bei obigen Berechnungen noch nicht inbegriffen.

von Nährstoffen zur gedeihlichen Entwicklung bedarf und bei nur einseitiger Ernährung über kurz oder lang zu Grunde gehen oder doch verkümmern muß.

Bernard Balissy von Chapelle-Biron soll zuerst in den löslichen Salzen des Mistes das eigentlich Wirksame erkannt und die Erschöpfung des Bodens dadurch erklärt haben, daß ihm alle diese Salze durch den Anbau entzogen würden. Von Bacon wissen wir, daß er das Kochsalz als Düngemittel empfahl, von Zeitgenossen und Nachfolgern, daß Salpeter, Asche u. dergl. nach ihrer Ansicht die wahre Fruchtbarkeit bedingen sollten; gleichzeitig fehlte es, gemäß den damals herrschenden Anschauungen (Zeitalter der Alchemie) nicht an Solcher, welche durch wunderbare Elixire oder Essenzen den erschöpften Feldern aufzuhelfen vermeinten. Van Helmont, Duhamel u. A. sahen auf Grund von im Wasser angestellten und gelungenen Vegetationsversuchen nur dieses als die eigentliche Nahrung der Pflanzen an, ohne nach damaligem Stande der Wissenschaften würdigen zu können, daß nicht reines Wasser, sondern solches mit gelösten Pflanzennährstoffen zu den Versuchen verwendet worden war. Jethro Tull, der Erfinder der Drillkultur, wurde umgekehrt durch seine Versuche zu der Ansicht gebracht, daß fein vertheilte Erde die eigentliche Nahrung der Pflanzen bilde, und im Zeitalter der Phlogistiker mußte man viel von fruchtbaren Dünsten, Oelen, Fetten und Seifen, Feuer u. dergl. als den das Pflanzenwachsthum bedingenden Faktoren zu berichten und zum ersten Male von Reizmitteln zu reden. Wollkumpen, fettige Knochen, besonders Komposte, Schlamm u. dergl. wurden um diese Zeit als Dünger, besonders in England, schon vielfach verwendet; die Ausdrücke „fetter“ und „magerer“ Mist (Boden) entstammen vielleicht dieser Zeit.

Die erste Agrikulturchemie unter dem Titel „Agriciculturae fundamenta“ veröffentlichte der Schwede Wallerius, 1761. Die Pflanze wird hierin zuerst als eine besondere Art von Organismus behandelt, deren Nahrung vermöge ihrer Struktur nur flüssiger oder luftförmiger Natur sein könne; Luft, Boden und Wasser lieferten ihr die Nahrungsmittel; die künstliche Düngung sei von der natürlichen wohl zu unterscheiden; nur was flüssig oder luftförmig werden könne, eigne sich zur Pflanzenernährung. Diese und andere unseren Vorstellungen schon sehr nahe kommende Ansichten finden sich neben den Anklängen an die Del- und Feuertheorie und an-

deren älteren Lehrsätzen in jenem merkwürdigen Werke. Die Praxis war in jener Zeit der Wissenschaft voraus; sie hatte schon zur Anlage einer Düngfabrik geführt und die verschiedensten Materialien zur Steigerung der Erträge anwenden gelernt, wenn schon noch Pfarrer Mayer mit seinem Dogma „Alles düngt Alles“ nur erst wenig Anklang fand (1790) und die Einführung des Gypfens der Kleefelder zu Kontroversen führte, welche den vollen Beweis dafür liefern, daß noch Niemand Klarheit über das Wesen der Pflanzennahrung hatte. Rückert, Hermbstädt, Davy und Andere wissen auch von den Mineralstoffen zu reden, und vielleicht wäre deren Bedeutung schon zu Anfang des Jahrhunderts richtiger gedeutet worden, wenn nicht die Thaersche Schule mit der Humustheorie alle andern Dogmen zu verdrängen und dieser die alleinige Anerkennung zu sichern gewußt hätte. Ihre Lehrsätze paßten so sehr zu den Anschauungen der Praktiker, daß selbst in unseren Tagen trotz J. v. Liebig und all dem, was inzwischen geleistet wurde, doch noch immer mehr davon im praktischen Verfahren sich bemerkbar macht, als wir für die Zukunft beizubehalten rathen möchten.

Die Quintessenz der Lehrsätze der Thaerschen Schule gipfelt in dem Gedanken, daß der Humus „die alleinige Nahrung der Pflanzen“ sei und daß die mineralischen Düngemittel, so weit man damals deren kannte (Asche, Kalk, Mergel etc.), nur Reizmittel, nicht wirkliche Nahrungsmittel der Pflanzen seien; deren Wirkung sollte darin bestehen, daß sie eine größere Menge von Humus zur Auflösung, also zur Wirksamkeit brächten. Thaer vergleicht sie mit der von aufreizendem Gewürz, Salz u. dergl. im menschlichen Ernährungsprozesse. Vegetabilien, Stroh, Gründlinger u. dergl. dachte man sich insofern als nutzbar, weil sie die Humusmenge vermehrten, und die thierischen Düngstoffe deshalb für wirksamer, weil in ihnen die Lebenskraft, von welcher in damaliger Zeit so viel die Rede war, noch thätig sein konnte. Mineralische Düngemittel hielt man nur dann den Pflanzen für nützlich, wenn sie und in dem Grade, als sie die Zersetzung des Humus beförderten, oder wenn sie organische Masse enthielten, wie das z. B. bei dem phosphorsauren Kalk in den Knochen der Fall war. Kurz, das Ganze der Düngerlehre drehte sich nur um den Humus, welchen Thaer so hoch schätzte, daß er nach dem auf- und absteigenden Gehalte an demselben den Werth der Bodenarten, respektive deren Preis bestimmen zu können glaubte.

Unter solchen Anschauungen mußte man folgerichtig in der Erhaltung des Humus die wichtigste Aufgabe für den Landwirth erblicken, und da man annahm, daß die Pflanzen in verschiedenem Grade den Humus bei ihrem Wachsthum verzehrten, — stark, wenig und gar nicht erschöpfende oder angreifende Pflanzen —, während einige darunter, Klee u. dergl. sogar die Masse desselben vermehren sollten — bereichernde Pflanzen —, so ließ sich leicht mit Hilfe spezieller Berechnungen über Erschöpfung und Ersatz, zusammengestellt in den von da ab mit großer Beharrlichkeit und Ausdauer bearbeiteten Schriften über die sogenannte Statik des Landbaus, eine Fruchtfolge unter gegebenen Verhältnissen so entwerfen, daß mittelst derselben die Felder nicht an Fruchtbarkeit verloren, aber auch so, daß man, wenn es im Interesse z. B. eines Pächters lag, mehr entnahm wie gab. Diesem wurden daher bestimmte Vorschriften in Bezug auf Feldbestellung und Betriebseinrichtungen gegeben; man suchte sich durch das Verbot des Verkaufs von Gutter, Stroh und ähnlichen Materialien, durch das Gebot der Haltung einer gewissen Zahl von Vieh, respektive der Verwendung von bestimmten Quantitäten Stalldünger und durch die Vorschreibung von Regeln hinsichtlich der Fruchtfolge und Bodenbearbeitung gegen gewissenlose Vererbung zu schützen.

Die Brache spielte dabei eine große Rolle, weil ein Brachjahr ohne Ernte das Feld schonen sollte und die dabei stattfindende fleißige Bearbeitung dessen Tragfähigkeit erhöhte. Allerdings hätte man sich in voller Konsequenz sagen müssen, daß dadurch die Humusmasse verringert werden müsse; man glaubte aber in den untergeackerten Unkräutern und den Excrementen der weidenden Thiere den Verlust hinreichend gedeckt zu haben. Das Niederlegen eines Feldes zur Weide, die sogenannte Dreeschbrache, mußte natürlich um so werthvoller erscheinen, als hier Exkremente und Pflanzenreste in viel höherem Grade sich sammelten. Thier schätzte ein Brachjahr und jedes Jahr des zur Weide liegenden Feldes hinsichtlich der Erhöhung der Fruchtbarkeit gleich 10 Fudern Stalldüngers von normaler Beschaffenheit und 20 Centner Gewicht oder gleich 10 Graden Kraft.

Die späteren Bearbeiter der Statik behielten der Hauptsache nach diese Grundlagen bei; man suchte die düngenden Materialien nach Graden Kraft oder Reichthumsvermehrung zu taxiren und die verschiedenen Ernten in Graden der Erschöpfung auszudrücken; von Einigen wurden

hierzu die komplizirtesten Berechnungen ange stellt; in das Schema paßten jedoch nur die organischen Substanzen und die rein mineralischen Düngerarten blieben deshalb nach wie vor nur als Reizmittel gewürdigt. Im Gehalte an Kohlenstoff, welcher ja auch nebst Wasser die Hauptmasse der Ernteprodukte bildete, glaubte man den besten Maßstab zur Beurtheilung des Düngerwerthes der zu verwendenden Materialien zu besitzen. Mulder und Plubek sind die letzten Vertheidiger der alten Humusschule geblieben.

Die wunderbaren Wirkungen, welche man auf den Feldern mit Guano, Chilisalpeter, Ammoniaksalzen, Knochenmehlen und dergleichen Düngern erhielt, deren Gebrauch seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, besonders in England, immer mehr zunahm, mußten obige Ansichten natürlich wesentlich modifiziren. Von Humusbildung konnte bei dergleichen Substanzen keine Rede mehr sein, und Kohlenstoff hatten ja Chilisalpeter und Ammoniaksalze gar nicht. Man gelangte dadurch nach und nach zu der Ansicht, daß der Stickstoff, dessen Thier noch gar nicht in seiner Düngerlehre gedachte, das eigentliche Prinzip der Fruchtbarkeit repräsentire, und so wenig man auch den Humus unterschätzen wollte, so gelangte man doch allmählig dahin, den Gehalt an Stickstoff als maßgebend für den Düngerwerth anzusehen. Die Mineralstoffe blieben aber auch jetzt noch so gut wie unberücksichtigt; noch im Jahre 1840 unterschrieb Wöhler das Ausschreiben einer von der Göttinger Akademie gestellten Preisaufgabe des Inhaltes, ob die Mineralstoffe in den Pflanzen wirkliche Nahrungsmittel derselben seien und wie sie in dieselben gelangten, trotzdem schon 1836 Sprengel in seiner „Chemie für Land- und Forstwirthe“ nachgewiesen hatte, daß sie unentbehrliche Nahrungsmittel seien und aus dem Boden durch Wasser als Lösungsmittel gezogen würden. Thier huldigte noch der Ansicht, daß sie nur zufällig in die Pflanze gelangten, zum Theil sogar in denselben erzeugt würden; ja er nahm selbst an, daß sie sich in der Pflanze umwandeln könnten, z. B. Kali in Kalk und umgekehrt.

Liebig's Lehren sind bekannt; man weiß, wie sie alle vorherigen Ansichten über Pflanzenernährung und Pflanzennährstoffe reformirten; wie heftig der Kampf mit den Anhängern der alten Humus- und denen der neueren Stickstoffschule entbrannte (Boussingault, Stöckhardt, v. Walz, Wolff u. A.). Es soll hier nur die weitere Entwicklung dieses Kampfes gezeichnet, respektive

gezeigt werden, welche Differenzen noch geblieben sind und inwiefern man sich einigen konnte. Die bedeutsamsten Wendungen in diesem Kampfe datiren von der Zeit an, wo Reuning sein Schriftchen „Z. v. Kiebig und die Erfahrung“ herausgegeben hatte und Knop, Sachs, Nobbe u. A. die Vegetationsversuche im Wasser glücklich durchführten. In jener Schrift wurde mit unwiderleglichen Zahlen nachgewiesen, daß diejenigen Landwirthe, welche zur Ergänzung des Stalldüngers Mineralstoffe — Phosphate — verwendeten, die Erträge ihrer Felder stetig steigerten, daß diejenigen aber, welche vorzugsweise mit Stickstoff — Guano und dergl. — arbeiteten, zu Grunde oder doch wesentlich zurückgegangen waren. Die Stickstoffschule, schließlich nur noch von Wenigen in starrer Einseitigkeit vertheidigt, hat vollständig Fiasko gemacht und gehört nunmehr zu den vollständig überwundenen Standpunkten.

Am wesentlichsten zur Klärung der Ansichten haben ohne Zweifel die Kulturen in wäßrigen Lösungen beigetragen. Knop hatte als Dirigent der Versuchstation in Mödern aus den dafelbst angestellten Düngungsversuchen hinreichende Klarheit über die wesentlichsten Fragen gewonnen und zuerst den Gedanken gefaßt, die Ergebnisse derselben durch Vegetationsversuche in wäßrigen Lösungen, ohne Boden zu illustriren*). In einer Reihe von durch ihn und in Folge seiner Anregung von Anderen wiederholten Versuchen, bei welchen eine große Genauigkeit in der technischen Ausführung erforderlich war und zuvor vielfache Schwierigkeiten überwunden werden mußten, besonders auch hinsichtlich der Herstellung richtiger Mischungsverhältnisse, ist es schließlich gelungen, Cerealien und andere Pflanzen im Wasser zur vollendeten Körnerbildung zu bringen, wenn den Lösungen die sämmtlichen, für die Pflanzen nöthigen Nährstoffe in der richtigen Mischung zugesetzt wurden. „Es führt die ganze Kette der seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in dieser Richtung unternommenen Forschungen, nach Beseitigung alles dessen, was als unrichtig erkannt wurde, zu dem erstaunlich einfachen Resultat, daß die Landpflanzen alle ihre Bestandtheile aus neun Dryden, nämlich: Säuren: Kohlensäure, Salpetersäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Basen: Kali, Kalk, Talkerde, Eisenoxyd zusammenzusetzen vermag. Diese Körper sind die allgemeinen Nahrungsmittel der höher organisirten Pflanzen.

*) Versuche in Torf (Zöller), Glaspulver und Quarzsand lagen schon vor.

. . . Der Sorge um die Kohlensäure sind wir von der Natur überhoben, sie spielt daher keine Rolle unter den Düngern; alle Materialien, welche direkt oder bei der Verwesung im Boden Ammoniak oder Salpetersäure bilden, können als stickstoffhaltiges Pflanzennahrungsmittel angesehen werden. Die Schwefelsäure nimmt die Pflanze am besten gebunden an Ammoniak, Kali, Kalk und Talkerde auf, die Phosphorsäure mit Kali, Kalk, Talkerde und Eisenoxyd, das Kali als salpetersaures, phosphorsaures und schwefelsaures (das kohlen-saure ist schädlich, die Chlor-salze sind es zum Theil auch), den Kalk (die Talkerde) als salpetersaures, schwefelsaures und phosphorsaures (kohlen-saures?) Salz, das Eisen in Form von Oxydsalzen. — Dem Natron, Jod, Chlor, Fluor, Lithium und Mangan hat man eine Bedeutung zugeschrieben, welche sie entschieden nicht haben. Einige Bestandtheile mögen irgend eine Funktion der Vegetation fördern (Kieselsäure bei den Gräsern z. B.). . . Im Ganzen stellt sich bei Betrachtung der Bodenerkämpfung heraus, daß sie meist bezüglich der drei Körper, Phosphorsäure, Salpetersäure und Kali*) eintritt, während an den übrigen Mineralsalzen auf unabsehbare Zeiten Vorrath im Boden vorhanden ist.“ (Knop, „Kreislauf des Stoffs oder Lehrbuch der Agrilkulturchemie“.)

Hiermit ist das Beste und Wesentlichste der heutigen Ansichten über die in Sachen der Düngerlehre und Bodenstatik einschlagenden Fragen gezeichnet, und handelt es sich nun noch darum, zu zeigen, inwiefern die Praxis sich damit zufrieden geben und Nutzen daraus ziehen kann, andererseits inwiefern noch heutigen Tages Zweifel dagegen erhoben werden. Streitfragen von vorzugsweise physiologischem Interesse, wie z. B. die über die Rolle, welche das Chlor für die Pflanzen spielt, hauptsächlich vertreten durch Nobbe, sollen hier als von untergeordnetem Werthe außer Acht bleiben.

Der Praktiker betont gegenüber den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über Leben und Ernährung der Pflanzen gern und sicher nicht mit Unrecht, daß es ihm auf seinen Feldern um Massenproduktion zu thun ist und daß er diese mit möglichst geringem Kostenaufwand sich sichern will; er verlangt von der Chemie, daß sie ihn die Mittel und Wege kennen lehre, mittels welchen er unter seinen gegebenen Verhältnissen Massenproduktion und Rentabilität erreichen kann. Dieses Verlangen gab von jeher

*) Für sehr viele Bodenarten muß noch der Kalk dazu gerechnet werden.

bei Erörterung der hier einschlagenden Fragen die Veranlassung zu mehr oder minder erregten Diskussionen, hat aber darum auch am meisten dazu beigetragen, die Untersuchungen immer wieder aufs Neue aufzunehmen.

Niemand kann heutigen Tages noch über die Nothwendigkeit der Mineralstoffe für die Pflanze in Zweifel sein; Jeder weiß, daß der Kohlenstoff der Atmosphäre entstammt und daß auch der Stickstoff, der wesentlichste Bestandtheil der Pflanze für die menschliche und thierische Ernährung, von der gleichen Quelle geliefert werden kann, wenn er schon nicht in direkter Form Pflanzennahrungsmittel ist. Man weiß ferner, daß die Pflanze aller genannten Nährstoffe zu gedeihlicher Entwicklung bedarf und daß für sie ein Unterschied in der Bedeutung der einzelnen Stoffe nicht besteht; sie sind alle für die Pflanze gleichwerthig, weil gleich nothwendig; für den einzelnen Landwirth aber sind sie insofern nicht gleichwerthig, als ihm einzelne derselben in überschüssiger Weise zu Gebote stehen, an anderen aber sehr bald die Erschöpfung sich geltend macht.

Er weiß, daß die Mineralstoffe dem Boden durch die Ernten entzogen werden, nicht aber alle in gleicher Menge; er wünscht zu wissen, für welche und in welchem Maße er Ersatz geben muß. Direkt kann auch heute noch die Wissenschaft ihm diesen Wunsch nicht erfüllen; man ist sich völlig klar darüber, daß Bodenanalysen für die Praxis so gut wie werthlos sind und daß der mit Umsicht angestellte Dünger Versuch ein viel sichererer Rathgeber ist, wenn er für bestimmte Felder angestellt wird, ein sehr unzuverlässiger aber, wenn aus einem solchen Versuche für andere Lokalitäten Nutzenwendungen gezogen werden sollen. Hätte man schon früher diese Einsicht gewonnen, so wäre unendlich viel Streit uns erspart geblieben, wir hätten viel rascher über die Hauptfragen uns verständigen können, schon weit mehr brauchbares Material aus der Praxis erhalten und den Versuchstationen dankbarere Aufgaben zur Lösung gestellt.

Unsere Bodenarten sind bekanntlich in ihrem Grundbestande sehr ungleich gemischt; zwei Bestandtheile derselben, welche in jedem zum Pflanzenwachsthum brauchbaren Boden in entsprechender Menge vertreten sein müssen, die Thonerde und die Kieselkörner oder der Sand, sind nicht Nahrungsmittel unserer Pflanzen; sie nugen denselben in ganz anderer Weise wie diejenigen Bestandtheile, von welchen sich die

Pflanze ernährt, beide unter sich in vielfach entgegengeetzter Weise.

Der Sand ist das Föderungsmittel im Boden, der Thon gewissermaßen das Bindemittel; jener das erwärmende Prinzip, dieser, Wasser und Wasserdunst mit Begierde auffaugend und zurückhaltend, wirkt eher erkältend, abkühlend; jener verhält sich zu den zugeführten Nährstofflösungen wie ein Sieb, durchlassend, dieser absorbiert aus denselben die Nährstoffe zum Theil und hält sie zurück, wirkt also dem Auswaschen durch Regenwasser entgegen; die Sandkörner sind an sich absolut unfruchtbar, sie enthalten nur unlösliche Kieselsäure und an ihnen haften keine Nährstoffe; der Thon der Ackererden ist ein Gemenge von Thonerde mit Alkalien und Erden in Form von Doppelsilikaten; an der Thonerde haften die für den Landwirth wichtigeren Nährstoffe im gebundenen Zustande, sie zieht die Feuchtigkeit an und hält sie zurück, bindet das Ammoniak aus der Atmosphäre und vermittelst dessen Uebergang in die Pflanze. Ohne thonige Feinerde ist eine nachhaltige Fruchtbarkeit der Felder nicht denkbar, ohne sandig-kieseliges Skelet, ohne Föderungsmittel, ist der größte Nährstoffvorrath im Boden unwirksam, weil die belebende Luft nicht eindringen, die Wurzel sich nicht ausbreiten, der Same nicht keimen kann. Das Mischungsverhältniß zwischen Thon und Sand oder Bodenskelet (Streuand, Feinkies, Grobkies) bedingt zum großen Theile den Gebrauchswerth der Felder für den Landwirth; ungünstige Mischung nach der einen wie nach der anderen Richtung hin erschwert und vertheuert die Bestellung, verringert die Erträge, zwingt zu bestimmten Kulturmethoden, vermindert in Summa die Reineinnahme, je nach Lage und Klima in mehr oder minderem Grade. Sand und Thon als solche sind hauptsächlich um der physikalischen Beziehungen willen bedeutungsvoll, nützlich und schädlich je nach Vorkommen und Mischungsverhältniß.

Im Humus, dessen Bedeutung wir jetzt würdigen gelernt haben, ist dem Landwirth ein Korrektiv für die Bodenzustände gegeben; Thon und Sand haben nicht für jedes Bodenvorkommen gleichen Werth, der Humus wirkt immer, wenn er nicht in Uebermaß vorhanden ist und nicht durch stockende Masse oder absolute Trockenheit verdorben wird, nützlich.

Wir wissen jetzt, daß der Humus als solcher nicht Nahrungsmittel der Pflanzen sein kann; nur durch sein Zerfallen kann er als solches nugen, nur durch seine Zerlegung Nährstoffe

bilden, wobei zu gleicher Zeit die Zersetzungsp-
 produkte, besonders die Kohlensäure, wiederum
 die Umwandlung der vorhandenen Bodenbestand-
 theile in Pflanzennahrung beschleunigen. Vor
 Allem aber wirkt er in physikalischer Hinsicht
 günstig und wie schon erwähnt immer als Korrek-
 tiv der vorhandenen Bodenzustände. In noch
 höherem Grade wie der Thon zieht er Feuchtig-
 keit und Gase an und hält sie in gebundenem
 Zustande zurück; gleich wie der Sand dient er
 als Lockerungsmittel, während er wiederum dem

losen Gerölle Zusammenhalt und Bindung gibt;
 er schützt gegen Erkältung des Bodens wie gegen
 Austrocknung und Sonnenbrand; er vermag
 gleichfalls Nährstoffe zu binden, hält sie aber
 nicht wie der Thon nur auf der Krume zurück,
 wo sie für tief gehende Wurzeln unerreichbar
 sind, sondern vermittelt vielmehr ihr Eindringen
 in die Tiefe, aber nicht wie der Sand und Kies,
 durch welchen sie einfach hindurchfließen, sondern
 nur allmählig im Maße des fortschreitenden
 Wachstums.

(Schluß folgt.)

Prof. Birnbaum.

K r i e g s w e s e n .

**Militärische Beschreibung des Feldzugs
 1870. I. Der strategische Aufmarsch.** Die
 formelle Kriegserklärung Frankreichs an Preußen
 ward am 19. Juli, 1½ Uhr Mittags, dem Grafen
 Bismarck vom General Wimpffen übergeben.
 In der Genehmigung der Kreditforderungen für
 den Krieg in der Sitzung des Gesetzgebenden
 Körpers vom 15. Juli und in den Erklärungen
 der französischen Regierung an diesem Tage war
 jedoch eine faktische Kriegserklärung enthalten,
 und demgemäß begannen auch mit diesem Augen-
 blicke die Vorbereitungen des Norddeutschen
 Bundes auf den Krieg. Frankreich hatte, nach
 der Ansprache des Senats-Präsidenten Rouher
 an den Kaiser und nach anderen officiellen und
 sonstigen Kundgebungen zu schließen, schon seit
 dem Jahre 1866 auf den deutschen Krieg gerüstet
 und nun, diesen Zeitpunkt für den günstigsten
 haltend, auch specielle militärische Maßregeln
 getroffen, um in Mitte des Monats Juli bereits
 eine zahlreiche mobile Armee zur Verfügung
 zu haben.

Die bedeutendste dieser Maßregeln war die
 Ablösung der Armee im Lager von Châlons,
 der zufolge sich Mitte Juli die doppelte Anzahl
 von Truppen, etwa 80,000 Mann dort, also in
 verhältnismäßiger Nähe der deutschen Grenze
 befand. Der Umstand, daß gerade in den öst-
 lichen Departements sich eine überwiegende
 Anzahl von Garnisonen befand und daß zudem
 der deutschen Grenze gegenüber die großen
 Festungen Metz und Straßburg und eine Menge
 kleiner festen Plätze liegen, erleichterte in hohem
 Grade die Concentrirung einer Invasionsarmee
 für Deutschland auf gesicherter Operationsbasis.

Dem gegenüber besaß der Norddeutsche Bund,
 welchem zunächst der Angriff galt, weder die

bedeutenden Grenzfestungen, noch die Anhäufung
 von Garnisonen in den bedrohten Provinzen,
 noch ein stehendes Lager. Die preussische Rhein-
 provinz bis zu den Festungen Köln, Koblenz
 und Mainz lag dem Feinde offen, ein großer
 Theil der Armee mußte aus den östlichen Pro-
 vinzen einen weiten Weg bis zur bedrohten
 Grenze machen.

Hätte Frankreich, wie es gerechnet, nur den
 Norddeutschen Bund sich gegenüber gehabt, so
 würde vermuthlich die Okkupation des links-
 rheinischen Gebietes seitens der französischen
 Armee den Anfang des Krieges gebildet haben.

Die Haltung der süddeutschen Staaten gab
 zuerst dem Kriege eine für Frankreich ungünstige
 Wendung. Ueberrascht durch das Festhalten
 dieser Länder an der Allianz mit dem Bunde,
 sah sich die französische Regierung zu einer
 Aenderung des Kriegsplans genöthigt, und auch
 abgesehen von politischen Gründen erklärt sich
 die Verzögerung der Aktion zum großen Theil
 aus der Veränderung der militärischen Lage.

Der Kriegsschauplatz erweiterte sich um die
 ganze lange Grenze von Saargemünd bis Hünningen
 und es mußte Bedacht auf einen Angriff von
 Baden oder der bayerischen Pfalz aus genommen
 werden, welcher das Vordringen der französischen
 Armee in Rheinpreußen paralyßirt hätte.

So entstand ein Zaudern in dem Aufmarsch
 der französischen Heere, welches dieselben von
 der beabsichtigten Offensive allmählig in die
 Defensiv brachte.

Denn auf deutscher Seite geschah die Mobil-
 machung der immensen Streitkräfte mit einer
 unvergleichlichen Schnelligkeit und Umsicht,
 welche die lange vorbereiteten französischen Rü-
 stungen binnen 14 Tagen weit überholte.

Angesichts der französischen Pläne entstand für die deutsche Heerführung die Frage, ob es gerathener sei, mit immobilen Truppen zunächst eine französische Invasion an der Grenze aufzuhalten, oder ob man planmäßig mobil machen solle auf die Gefahr hin, die Grenzprovinzen preiszugeben.

Die Entscheidung fiel für das Letztere aus. Nur die der Grenze zunächst liegenden Garnisonen sollten einen Grenzordon bilden, um den Feind zu täuschen, im Innern des Landes ward die Mobilisirung mit der Gründlichkeit betrieben, welche allein eine nachhaltige Kriegführung möglich macht.

Die brillante Führung und die Aufopferung der schwachen Detachements, welchen die Grenzsicherung zufiel, ermöglichte die Ausführung dieser kühnen Idee. Vom Augenblicke der Kriegserklärung an bis zur Erstürmung von Weißenburg, 17 Tage lang, hielten einzelne Regimenter das ganze französische Heer in Schach, indem sie den Glauben erregten, es befänden sich bereits bedeutende Corps an der Grenze, und dadurch die Vollendung sämtlicher militärischen Vorbereitungen auch den Franzosen nöthig erscheinen ließen.

Der strategische Aufmarsch der französischen Armee unmittelbar nach der Kriegserklärung war folgender:

1. Corps, Kommandant Marschall Mac Mahon, Hauptquartier Straßburg. Denselben führten die Bahnlinien von Lyon, Spinal und Nanzig die Truppen zu.

Das 5. Corps, Kommandant General de Failly, bestehend aus 4 Infanterie-, 1 Kavalleriedivision, Hauptquartier Bitsch, schloß sich an den linken Flügel des 1. Corps an. Dasselbe hatte keine Bahnlinien für sich, sondern mußte sich rückwärts entweder auf die bereits genannten oder auf die von Metz und Diedenhofen basiren. Die Front war gegen die Bahn Kaiserlautern-Zweibrücken und gegen die Linie Landau-Kastatt gerichtet. Der linke Flügel schloß sich an das 2. Corps an, Kommandant General Frossard, Hauptquartier St. Avold. Dieses Städtchen liegt nördlich der Bahnlinie Metz-Saarbrücken, nur wenige Meilen von dem südlich von Saarlouis gelegenen preussischen Flecken Lauter und Karlsbrunn entfernt; es befindet sich hier ein bedeutender Straßenknoten, welcher gestattet, von hier sowohl nach Saarbrücken als auch nach Saarlouis oder nach Bitsch und Straßburg hin zu operiren.

Das 3. Corps, Kommandant Marschall

Bazaine, war auf Metz basirt und bedrohte auf den Heerstraßen über Boulay und Bouzonville die Festung Saarlouis.

Das 4. Corps, des Generals Ladmirault, den linken Flügel bildend, stützte sich auf Diedenhofen und konnte auf zwei Straßen nach dem Mosellande vorgehen. Die eine, nördlichere, führt über Sierk auf Saarburg und Trier, die andere geht, mit der von Metz sich vereinend, über Bouzonville nach Saarlouis.

In zweiter Linie standen die Corps von Canrobert bei Châlons, von Felix Douay bei Belfort und die kaiserliche Garde unter Bourbaki in und um Nanzig.

Die französische Armee war also auf eine Linie von 20 Meilen Länge ausgedehnt, bedrohte mit ihrem rechten Flügel in Straßburg Süddeutschland, mit ihrem linken Flügel in Diedenhofen und Sierk die preussische Saar, mit dem Centrum in Bitsch die bayerische Rheinpfalz, während die Garde und die Corps Canrobert und Douay die Reserve bildeten.

Diese erste Aufstellung erlitt in den letzten Tagen vor Beginn der Aktion dadurch eine Veränderung, daß die in der Rheinpfalz und dem südlichen Theil der preussischen Rheinprovinz sich concentrirenden bedeutenden deutschen Streitkräfte bei Napoleon die Befürchtung der Durchbrechung dieser langen Linie hervorriefen. Der Marschall Mac Mahon erhielt den Befehl, sich der Hauptarmee mehr zu nähern und nach der Gegend von Bitsch zu marschiren. Es war dies bereits das Aufgeben aller frühern Offensivpläne nach Süddeutschland, nach dem Rhein, das Zurücktreten in die Defensibe, daher denn auch jetzt die Franzosen mit großer Eile alle Stellungen verschänzten. Zur Deckung seines Flankenmarsches schob Mac Mahon die Division Abel Douay gegen die Lauter zur Besetzung von Weißenburg vor.

Die französische Ordre de bataille war im Augenblick des Zusammenstoßes mit den deutschen Armeen folgende:

Kaiserliche Garde. Kommandant: General Bourbaki. Generallstabchef: Dauvergne.

Erste Division: Deligny. Brigade Brincourt: 1. und 2. Voltigeurregiment, Jäger zu Fuß. — Brigade Garnier: 3. und 4. Voltigeurregiment.

Zweite Division: Picard. Brigade Jeannin-gros: Zuaven, 1 Grenadierregiment. — Brigade de Poitavin: 2. und 3. Grenadierregiment.

Kavallerie-Division: Desvaux. Brigade Salma de Fretan: Gnidens, Jäger zu Pferde.

— Brigade de France: Lanciers, Dragoner. —
Brigade du Preuil: Kürassiere, Carabiniers.

I. Armee-Corps. Kommandant: Marschall
Mac Mahon. Generalstabschef: Colson.

Erste Division: Ducrot. Brigade Moreno:
18. und 95. Linienregiment, 13. Jägerbataillon.
— Brigade de Portis de Houlbec: 45. und 74.
Linienregiment.

Zweite Division: Abel Douay. Brigade
Peltier de Montmarie: 50. und 78. Linien-
regiment, 16. Jägerbataillon. — Brigade Pélle:
1. Zuavenregiment, 1. Regiment algierischer
Tirailleurs.

Dritte Division: Raoult. Brigade l'Hérillier:
4. und 36. Linienregiment, 8. Jägerbataillon. —
Brigade Lefebvre: 2. Zuavenregiment, 2. Regi-
ment algierischer Tirailleurs.

Vierte Division: de Lartigue. Brigade Fra-
boullet de Kerledec: 56. und 87. Linienregi-
ment, 1. Jägerbataillon. — Brigade Lacreteille:
3. Zuavenregiment, 3. Regiment algierischer
Tirailleurs.

Kavallerie-Division: Duhesme. Brigade
de Septeuil: 3. Husarenregiment, 11. Regi-
ment Jäger zu Pferd. — Brigade Mansouth:
2. und 6. Lanciersregiment, 10. Dragoner-
regiment. — Brigade Michel: 8. und 9. Küras-
sierregiment.

II. Corps. Kommandant: General Frossard.
Generalstabschef: Saget.

Erste Division: Vergé. Brigade Letellier-
Balazé: 32. und 55. Linienregiment, 3. Jäger-
bataillon. Brigade Follivet: 76. und 77. Linien-
regiment.

Zweite Division: Bataille. Brigade Pouget:
8. und 23. Linienregiment, 12. Jägerbataillon.
— Brigade Faubart = Bastoul: 60. und 67.
Linienregiment.

Dritte Division: de Laveaucoupet. Brigade
Doens: 2. und 64. Linienregiment, 10. Jäger-
bataillon. — Brigade Michélet: 24. und 40.
Linienregiment.

Kavallerie-Division: Marmier. Brigade
Valabrègue: 4. und 5. Regiment Jäger zu Pferd.
— Brigade Bachelier: 7. und 12. Dragoner-
regiment.

III. Corps. Kommandant: Marschall Ba-
zaine. Generalstabschef: Manèque.

Erste Division: Montaudon. Brigade An-
nard: 51. und 62. Linienregiment, 18. Jäger-
bataillon. — Brigade Clinchant: 81. und 35.
Linienregiment.

Zweite Division: Castagny. Brigade Cam-
briels: 19. und 41. Linienregiment, 15. Jäger-

bataillon. — Brigade Duplessis: 69. und 90.
Linienregiment.

Dritte Division: Metman. Brigade de Po-
tier: 7. und 29. Linienregiment, 7. Jäger-
bataillon. — Brigade Arnaudcau: 59. und 71.
Linienregiment.

Vierte Division: Decaen. Brigade de Brauer:
44. und 60. Linienregiment, 11. Jägerbataillon.
Brigade Sanglé de Ferriers: 80. und 85. Linien-
regiment.

Kavallerie-Division: de Clerambault. Bri-
gade Bruchard: 2, 3. und 18. Regiment Jäger
zu Pferd. — Brigade de Maubranchez: 2. und
4. Dragonerregiment. — Brigade de Juniac:
5. und 8. Dragonerregiment.

IV. Corps. Kommandant: General de Lad-
mirault. Generalstabschef: Osmont.

Erste Division: de Ciffey. Brigade Brayer:
1. und 6. Linienregiment, 20. Jägerbataillon. —
Brigade de Golberg: 57. und 73. Linienregiment.

Zweite Division: Grenier. Brigade Belle-
court: 13. und 43. Linienregiment, 5. Jäger-
bataillon. — Brigade Pradier: 6. und 98.
Linienregiment.

Dritte Division: de Lorencey. Brigade
Pajot: 15. und 33. Linienregiment, 5. Jäger-
bataillon. Brigade Berger: 54. und 65. Linien-
regiment.

Kavallerie-Division: Legend. Brigade de
Montaigne: 2. und 7. Regiment Jäger zu Pferd.
— Brigade de Gondrecourt: 3. und 11. Dra-
gonerregiment.

V. Corps. Kommandant: General de
Faiilly. Generalstabschef: Besson.

Erste Division: Goze. Brigade Grenier:
11. und 46. Linienregiment, 4. Jägerbataillon.
— Brigade Nicolas: 61. und 86. Linienregi-
ment.

Zweite Division: de Labadye d'Hydrien.
Brigade Lepasset: 49. und 84. Linienregiment,
14. Jägerbataillon. — Brigade de Maufflon:
88. und 97. Linienregiment.

Dritte Division: Guypot de Lespart. Brigade
Abbatucci: 17. und 27. Linienregiment, 19.
Jägerbataillon. Brigade de Fontanges: 30.
und 68. Linienregiment.

Kavallerie-Division: Brahaust. Brigade
de Bernis: 5. Husarenregiment, 12. Regiment
Jäger zu Pferd. — Brigade de la Martinière:
3. und 5. Lanciersregiment.

VI. Corps. Kommandant: Marschall Can-
robert. Erste Division: Lixier. Brigade Péchot:
4. und 10. Linienregiment, 9. Jägerbataillon.
— Brigade Le Roy de Dais: 12. und 100.

Linienregiment. — Zweite Division: Bisson. Brigade Noël: 9. und 14. Linienregiment. — Brigade Maurice: 20. und 31. Linienregiment. — Dritte Division: Lafond de Villiers. Brigade Buquet de Saunay: 75. und 91. Linienregiment. — Brigade Colin: 93. und 94. Linienregiment. Vierte Division: Martimpres. Brigade de Marguenat: 25. und 26. Linienregiment. — Brigade de Chanabrielles: 28. und 70. Linienregiment.

Kavalleriedivision: de Salignac Gélouon. Brigade Tilliard: 1. Husarenregiment, 6. Regiment Jäger zu Pferd. — Brigade Savareffe: 1. und 7. Lanciersregiment. — Brigade de Réville: 5. und 6. Kürassierregiment.

VII. Corps. Kommandant: General Felix Douay. Erste Division: Conseit-Dumesnil. Brigade Nicolai: 3. und 21. Linienregiment, 17. Jägerbataillon. — Brigade Maire: 47. und 99. Linienregiment. Zweite Division: Liebert. Brigade Guio-mar: 5. und 37. Linienregiment, 6. Jägerbataillon. — Brigade de la Bastide: 53. und 89. Linienregiment. Dritte Division: Dumont. Brigade Borda: 52. und 79. Linienregiment. — Brigade Cassivol de Précharsant: 82. und 83. Linienregiment.

Kavalleriedivision: Ameil. Brigade Cambriel: 4. Husaren-, 4. und 8. Lanciersregiment. — Brigade Joly Ducolombier: 6. Husaren-, 6. Dragonerregiment.

Kavalleriereserve: 1. Division: 1., 2., 3., 4. Regiment Chasseurs d'Afrique. 2. Division: 1., 2., 3., 4. Kürassierregiment. 3. Division: 1. und 9. Dragoner-, 7. und 10. Kürassierregiment.

An Artillerie waren jeder Infanteriedivision 3 Batterien zugetheilt, und hatte jedes Corps außerdem noch eine Artilleriereserve von 2 Batterien für jede Division. Die meisten Corps hatten außerdem 4, 5 bis 6 Sappeurkompagnien zugetheilt erhalten und nach ihrer besondern Aufgabe auch Mineurkompagnien.

Nach der vorliegenden Ordre de bataille haben bei der Feldarmee keine Verwendung gefunden: 10 Linieninfanterieregimenter, 3 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, 1 Fremdenregiment, 1 Husaren- und 4 Chasseursregimenter und 3 Regimenter Spahis. Diese Truppen standen in Algerien, an der spanischen Grenze und in Civita-vecchia.

Die Stärke dieser im Beginn des Krieges mobilen Feldarmee berechnet sich demnach folgendermaßen: Die Infanteriedivision war fast ausnahmslos 13 Bataillone, die Kavalleriedivision 4, 5, 6, auch 7 Regimenter stark. Das

Bataillon zählte etwa 720 Mann, das Kavallerieregiment sollte 600 Pferde haben, zählte aber etwa 500 Pferde.

Demnach zählten: das Gardecorps mit 2 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 12 Batterien 17,280 Mann Infanterie, 3000 Pferde, 72 Geschütze.

I. Corps, 4 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 20 Batterien = 37,440 Mann Infanterie, 3500 Pferde und 120 Geschütze.

II. Corps. 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien = 28,080 Mann Infanterie, 2000 Pferde und 90 Geschütze.

III. Corps, 4 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 20 Batterien = 37,440 Mann Infanterie, 3500 Pferde und 120 Geschütze.

IV. Corps, 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien = 28,080 Mann Infanterie, 2000 Pferde und 90 Geschütze.

V. Corps, 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien = 28,080 Mann Infanterie, 2000 Pferde und 90 Geschütze.

VI. Corps, 4 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 20 Batterien = 37,440 Mann Infanterie, 3000 Pferde und 120 Geschütze.

VII. Corps, 3 Infanteriedivisionen, 1 Kavalleriedivision und 15 Batterien = 27,360 Mann Infanterie, 2500 Pferde und 90 Geschütze.

Die Kavalleriereserve = 6000 Pferde.

Dies ergibt in Summa eine Stärke der Infanterie von 241,200 Mann, der Kavallerie von 27,500 Pferden und der Artillerie von 792 Geschützen.

Das Corps, welches zu einer Landung an der deutschen Küste, oder wahrscheinlich in Friesland zu einer Kooperation mit den Dänen bestimmt war, lassen wir hier unberücksichtigt, da seine Formation durch die raschen Siege der Deutschen gar nicht vollendet ward.

Auffallend ist bei der Zusammensetzung der Armee die geringe Anzahl der Kavallerie. Dieselbe stellt sich im Verhältniß zum Ganzen etwa wie 1 : 10. Das Verhältniß der Artillerie zum Ganzen ist normal; es kommen auf je 1000 Mann nahe an 3 Geschütze.

Im Gegensatz zu der überstürzenden Hast, mit welcher die französischen Truppen unmittelbar nach der Kriegserklärung an die Grenze geworfen wurden, um dann in ungewissem Zaudern und unsicheren Operationen eine Reihe von Tagen zu verlieren, begann in Deutschland der strategische Aufmarsch der Armeen erst nach planmäßiger Vollenbung der Mobilmachung und

ward die Beendigung desselben durch sofortigen energischen Vormarsch und siegreiches Zusammentreffen mit dem Feinde auf feindlichem Territorium bezeichnet.

Drei Armeen waren organisiert worden und konzentriert sich in der letzten Woche des Juli auf der Operationsbasis Koblenz, Mainz, Germersheim, Landau.

Die erste Armee, unter Kommando des Generals von Steinmetz, Hauptquartier Koblenz, bildete den rechten Flügel. Die zweite Armee, unter Kommando des Prinzen Friedrich Karl, Hauptquartier Mainz, bildete das Centrum. Die dritte Armee, unter Kommando des Kronprinzen von Preußen, in und um Germersheim und Landau konzentriert, bildete den linken Flügel.

Aus diesem Aufmarsch ergibt sich, daß die deutsche Heerführung bis zu dem Augenblicke, wo die eigene Schnelligkeit und Energie zusammen mit der Unentschlossenheit des Feindes die erwünschte Möglichkeit der Offensive ganz für die Deutschen herbeiführte, — daß bis zu dieser günstigen Lage der Dinge die deutsche Heerführung auf die Wahrscheinlichkeit des Angriffs seitens der Franzosen Bedacht nahm und sogar den Fall nicht außer Augen ließ, daß die französische Armee mit Verletzung der Neutralität Luxemburgs sich der vortheilhaft gelegenen Eisenbahn Metz-Diedenhofen-Luxemburg zu einer Invasion der Rheinprovinz mit bedienen konnte. Die Stellung des rechten Flügels in Koblenz ist eine Defensivstellung der luxemburgischen Grenze gegenüber.

Zugleich ergibt sich aus diesem Aufmarsch, wie sehr die Beschaffenheit der deutsch-französischen Grenze zum Nachtheil Deutschlands ist. Während die französische Armee in unmittelbarer Nähe der Grenze auf gesicherten Punkten konzentriert werden konnte, mußte die deutsche Armee bedeutende Provinzen preisgeben, um eine gesicherte Operationsbasis zu besitzen. Zwischen der erwähnten Festungslinie und der Grenze fand sich eine solche nicht.

Die Stellung des linken deutschen Flügels ermöglichte außer dem überraschenden Angriff auf das Elsaß, welcher zur Ausführung kam, auch die Vertheidigung Badens, falls die französische Armee ihren Angriff auf Süddeutschland hätte richten wollen. Der feindliche Einmarsch in Baden wäre ein Flankenmarsch gegenüber der Armee des Kronprinzen gewesen. Es entfernte jedoch die Aufstellung der drei Armeen im Ganzen schon die Gefahr für Süddeutschland, weil durch dieselbe die Hauptmasse der Deutschen

ihrem Operationsobjekt näher gebracht war, als die französische Armee dem ihrigen bei einer Invasion Süddeutschlands gewesen sein würde. Paris von der einen, Berlin von der andern Seite waren von vorn herein die Hauptziele der strategischen Operationen, und alle Bewegungen, welche andere Ziele gehabt hätten, konnten nur nebensächliche Bedeutung haben.

So vertheidigte die Aufstellung von Landau bis Koblenz durch ihre strategische Bedeutung zugleich Süddeutschland.

Die vereinigten drei deutschen Armeen waren in folgender Weise zusammengesetzt:

I. Armee, deren kommandirender General von Steinmetz und Generalstabschef Generalmajor von Sperling war, bestand aus dem 7. und 8. Armeecorps, zu welchen gegen Mitte August noch das 1. Armeecorps hinzukam. Das 7. Armeecorps, unter Kommando des Generals der Infanterie von Bastrow, Generalstabschef Oberstleutnant von Unger, das 8. unter dem des Generalleutnants von Göben, Generalstabschef Oberst von Wiegenhoff, das 1. unter General der Infanterie von Manteuffel, Generalstabschef Oberstleutnant von der Burg.

II. Armee, deren kommandirender General Prinz Friedrich Karl von Preußen, Generalstabschef Oberst von Stiehle, bestand aus dem preußischen Gardecorps unter Kommando des Prinzen August von Württemberg, Generalstabschef: Oberst von Danneberg; dem 3. Armeecorps unter Kommando des Generalleutnants von Alvensleben, Generalstabschef: Oberst von Voigts-Rheß; dem 4. Armeecorps unter Kommando des Generals der Infanterie von Alvensleben, Generalstabschef: Oberstleutnant von Thile; dem 10. Armeecorps unter Kommando des Generals der Infanterie von Voigts-Rheß, Generalstabschef: Major von Caprivi; dem 12. (sächsischen) Armeecorps unter Kommando des Kronprinzen von Sachsen, Generalstabschef: Oberst von Carlowitz. Gegen Mitte August kam noch das 2. Armeecorps unter Generalleutnant von Franckh, Generalstabschef: Oberst von Wichmann, hinzu.

III. Armee, deren kommandirender General der Kronprinz von Preußen, Generalstabschef: Generalleutnant von Blumenthal, bestand aus dem 5. Armeecorps, Generalleutnant von Kirchbach, Generalstabschef: Oberstleutnant von der Esch; dem 11. Armeecorps, Generalleutnant von Bose, Generalstabschef: Oberst Stein von Kaminski; dem 1. bayerischen Armeecorps, General von der Tann; dem 2. bayerischen Armeecorps,

corps, General von Hartmann; dem württembergischen Armeecorps, Generalleutnant von Baumbach; der badischen Armeedivision, General von Beyer, Generalstabschef: Oberstleutnant von Leszczynski.

Die norddeutschen Armeecorps zählten: das Gardecorps 9 Infanterieregimenter, 1 Gardenjäger- und 1 Gardeschützenbataillon, 2 Regimenter Divisionskavallerie, 4 Batterien Divisionsartillerie, 1 Kavalleriedivision, aus 8 Regimentern bestehend, mit 3 reitenden Batterien, endlich an Corpsartillerie 1 Fußabtheilung. Dazu 1 Pionier-, 1 Trainbataillon und 9 Munitionskolonnen. Zusammen 29,000 Mann Infanterie, 4800 Pferde und 90 Geschütze.

Das 1., 2., 3., 4., 5., 6., 7., 10. und 11. Armeecorps waren ein jedes zusammengesetzt aus: 8 Infanterieregimentern, 1 Jägerbataillon, 2 Regimentern Kavallerie, 2 Abtheilungen Fußartillerie, dann 1 Abtheilung Fußartillerie und 2 reitenden Batterien als Corpsartillerie, 1 Pionier- und 1 Trainbataillon und 9 Munitionskolonnen. Zusammen für jedes Armeecorps: 25,000 Mann Infanterie, 1200 Pferde und 84 Geschütze.

Das 8. Armeecorps zählte 1 reitende Batterie mehr als die übrigen Corps, hatte also 90 Geschütze.

Das 9. Armeecorps bestand aus der 18. Infanteriedivision und der hessischen (25.) Division. Dasselbe zählte 8 Infanterieregimenter, 3 Jägerbataillone, 3 Kavallerieregimenter, 15 Batterien. Zusammen 23,000 Mann Infanterie, 1800 Pferde und 90 Geschütze.

Das 12. (sächsische) Armeecorps zählt 9 Infanterieregimenter, 2 Jägerbataillone, 2 Reiterregimenter und 2 Fußartillerie-Abtheilungen. Ferner an Kavallerie- und Artilleriereserve: 4 Regimente Kavallerie, 2 reitende Batterien, 2 Fußartillerie-Abtheilungen. Außerdem 1 Pionier-, 1 Trainbataillon, 9 Munitionskolonnen. Zusammen 29,000 Mann Infanterie, 3600 Pferde und 96 Geschütze.

Als Kavalleriereserven, welche nach Bedürfnis den Armeen zugetheilt wurden, waren 6 Kavalleriedivisionen formirt worden. Die erste, unter Kommando des Generalleutnants v. Hartmann, bestand aus 24 Eskadrons und 1 reitenden Batterie; die zweite, Generalleutnant Graf Stolberg-Wernigerode, 24 Eskadrons, 2 reitenden Batterien; die dritte, Generalmajor Graf von der Gröben, 16 Eskadrons, 1 reitenden Batterie; die vierte, General der Kavallerie Prinz Albrecht von Preußen, 24 Eskadrons, 2 reitenden Batterien; die fünfte, Generalleut-

nant von Rheinbaben, 36 Eskadrons, 2 reitenden Batterien; die sechste, Generalmajor Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, 20 Eskadrons, 1 reitenden Batterie.

Diese Armee stand, mit Ausnahme der 1. Division des 1. Armeecorps, welche zum Küstenschutz zurückblieb, in den ersten Tagen des August am Rhein. Außerdem hatte der Norddeutsche Bund die 17. Division = 13,000 Mann Infanterie, 1800 Pferde und 36 Geschütze, sowie 4 Landwehrdivisionen, 3 zu 9600 Mann Infanterie, 1 zu 12,000 Mann Infanterie, jede zu 600 Pferden und 18 Geschützen zum Küstenschutz aufgestellt.

Die mobile Feldarmee des Norddeutschen Bundes betrug demnach, das Bataillon zu 1000 Mann und das Regiment zu 600 Pferden gerechnet, zusammen: 382,000 Mann Infanterie, 48,000 Pferde und 1284 Geschütze.

Rechnen wir das badische Corps zu 18,000 Mann Infanterie, 1800 Pferden und 54 Geschützen, das württembergische Corps zu 19,000 Mann Infanterie, 1800 Pferden und 54 Geschützen, die beiden bayerischen Corps zusammen zu 58,000 Mann Infanterie, 6000 Pferden und 192 Geschützen, also die süddeutsche Feldarmee zusammen zu 95,000 Mann Infanterie, 9600 Pferden und 300 Geschützen, so ergibt sich ein Total der drei deutschen Armeen von 477,000 Mann Infanterie, 57,600 Pferden und 1584 Geschützen.

Hieron kamen auf die 1. Armee 75,000 Mann Infanterie, 3600 Pferde und 258 Geschütze; auf die II. Armee 158,000 Mann Infanterie, 13,200 Pferde und 516 Geschütze; auf die III. Armee 145,000 Mann Infanterie, 12,000 Pferde und 468 Geschütze. Die selbstständigen Kavalleriedivisionen sind in dieser Berechnung nicht mit begriffen.

Bis zu den letzten Tagen des Juli, in welchen die Concentrirung dieser Armeen sich vollzog, waren die schwachen Detachements an der äußersten Grenze ganz ohne Reserven, mit dem Auftrage, dem Feinde als bedeutende Massen zu erscheinen. Dies gelang ihnen so gut durch feste Angriffe, durch Märsche hierhin und dorthin, durch Verkleidungen selbst, welche den Feind auf immer neue Truppengattungen schließen machten, daß die französischen Zeitungen mit ihren Angaben der deutschen Streitkräfte in der Pfalz und preussischen Rheinprovinz bis auf mehr als 200,000 Mann stiegen, und daß auch die französischen Corps, vollständig getäuscht, keinen Angriff wagten. Ein aus drei Waffen gemischtes Corps Badenjer, welches während

dieser ganzen Zeit beständig an der badischen Rheingrenze hin und her marschirte und an verschiedenen Punkten sich zeigte, hatte zu gleicher Zeit den Glauben einer starken Besetzung Süddeutschlands erweckt.

Von kleineren Gefechten mit den französischen Vorposten ereigneten sich, abgesehen von Neckereien, welche sich täglich wiederholten, am 19. Juli ein Rencontre zwischen französischen Chasseurs d'Afrique, welche bei Saarbrücken die Grenze überschritten hatten, und preussischen Ulanen. Am 21. Juli, ebenfalls bei Saarbrücken, auf französischem Boden, Scharmützel zwischen einer Abtheilung des hohenzollernschen Jüskilierregiments Nr. 40 und französischen Truppen. Am 24. Juli versuchte der Feind, in der Stärke eines Bataillons, sich in Besitz der Brücke bei Wehrden zu setzen, ward jedoch durch ein aus Saarlouis entsandtes Bataillon und eine Abtheilung Ulanen zum Rückzuge gezwungen. An demselben Tage war ein Scharmützel bei Gerweiler bei Saarbrücken, nahm eine Compagnie des 8. rheinischen Infanterieregiments Nr. 70 das Zollhaus in Schrecklingen und sprengte die Verbindungsbahn Saargemünd-Hagenau. Am 26. Juli ward an der Brücke von Rheinheim, an der Bies, nordöstlich von Saargemünd, französische Infanterie von preussischen Ulanen und Pionieren nebst bayerischen Jägern zurückgeworfen und fand eine Refugioscirung der Gegend um Hagenau durch den württembergischen Generalstabsoffizier Grafen Zeppelin mit drei badischen Offizieren Statt. Am 27. Juli griffen drei Compagnien französischer Infanterie und 80 Mann Kavallerie bei Böllkingen, westlich von Saarbrücken, an und wurden zurückgeschlagen. Am 29. Juli fanden Plänkelleien zwischen bayerischen Jägern und französischen Reitern bei Schweyen nächst Neuhornbach in der Pfalz Statt. Am 30. Juli griff eine französische Infanteriekolonne, welcher Artillerie beigegeben war, ohne Erfolg Saarbrücken an.

An diesem Tage waren jedoch die deutschen Armeen bereits im Vormarsch begriffen. Der Prinz Friedrich Karl verlegte sein Hauptquartier

von Mainz westwärts, der Kronprinz von Preußen begab sich nach Speyer und General von Steinmetz dirigirte seine Kolonnen vom Rhein ab auf die Linie Trier-Saarlouis-Saarbrücken. Von diesem Augenblicke an war die Gefahr der französischen Invasion bereits beseitigt und die Ueberlegenheit der diesseitigen strategischen Stellung begann sich deutlich zu zeigen.

Die immer wachsenden Versuche französischerseits, hauptsächlich in der Gegend von Saarbrücken, sich einzelne Stellungsvortheile zu verschaffen, sowie eine Entfaltung der deutschen Streitkräfte zu veranlassen, trugen den Charakter der Unsicherheit und Zwecklosigkeit, bis endlich am 2. August durch den Angriff des ganzen Corps Frossard auf Saarbrücken bewiesen ward, daß überhaupt eine kombinierte energische Offensive nicht mehr im französischen Kriegsplan lag.

Dieser Angriff in Gegenwart des Kaisers und des kaiserlichen Prinzen hatte augenscheinlich nur den Zweck, dem ungeduldrigen französischen Volke einen Sieg vorzuführen, mit welchem der kaiserliche Name verbunden wäre.

Denn nachdem das Bataillon des hohenzollernschen Jüskilierregiments, welches allein Saarbrücken stundenlang hielt, zum Rückzuge aus der Stadt gezwungen und diese selbst vom Corps Frossard besetzt worden war, benutzte der Sieger diesen Vortheil nicht, sondern begnügte sich, seine Defensivstellung gegenüber der Saarlösung zu halten, bis ihm am 6. August durch die dann eingetroffenen preussischen Corps diese feste Stellung sammt den scheinbaren Vortheilen vom 2. entrisen ward.

Eine zwecklose Demonstration war gleichfalls das Vorgehen einer starken französischen Kolonne an demselben Tage bei Rheinheim östlich von Saargemünd. Die Kolonne zog sich nach heftigem Feuern auf deutsche Patrouillen wieder zurück.

So fand denn der energische, gewaltige Anmarsch der überlegenen deutschen Armeen einen Feind sich gegenüber, welcher, an Zahl geringer, noch über die eigenen Ziele unklar war.

A. Niemann.

Retrospektiv.

Diebenbrod: Gräter, von, preussischer Generalmajor, Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade, † am 30. September zu Wiesbaden.

Lüdinghausen-Wolff, Baron von, preussischer Major,

bekannt als Militärschriftsteller, ist am 29. September seinen Wunden in Würth erlegen.

Theremin d'Hame, französischer General, zuletzt Kommandant in Laon, ist in Koblenz den Wunden erlegen, welche er bei der Katastrophe in Laon erhalten.